

Geschlechterverhältnisse

A: al-‘alāqāt baina al-ğinsain. – E: gender relations.

F: rapports des sexes. – R: polovye / gendernye otnošenija.

S: relaciones de los sexos. – C: xingbie qingkuang 性別 情況

›G‹ ist als Wort in vielen Bereichen geläufig, doch kaum je begrifflich scharf gefasst. Zugleich mit der Diskussion unterschiedlicher Auffassungen ist daher die begriffliche Klärung von ›G‹ voranzubringen. Der Begriff soll tauglich sein, die Einspannung der Geschlechter in die gesellschaftlichen Gesamtverhältnisse kritisch zu untersuchen. Er setzt voraus, was Resultat der zu untersuchenden Verhältnisse ist: die Existenz von ›Geschlechtern‹ im Sinne der je historisch vorfindlichen Männer und Frauen. Die Komplementarität bei der Fortpflanzung ist die natürliche Basis, auf der im historischen Prozess sozial geformt wird, was als ›natürlich‹ zu gelten hat. In dieser Weise kommen die Geschlechter als Ungleiche aus dem Gesellschaftsprozess, wird ihre Nicht-Gleichheit zur Grundlage weiterer Überformungen und werden G fundamentale Regelungsverhältnisse in allen Gesellschaftsformationen. Kein Bereich kann sinnvoll untersucht werden, ohne die Weise, wie G formen und geformt werden, mit zu erforschen. Sieht man – wie traditionell üblich – davon ab, setzt sich in der Regel die spontane Abbildung aller Verhältnisse als männliche durch. Dagegen zu opponieren und die Erforschung der ›vergessenen Frauen‹ in die Wissenschaften hineinzuzwingen, ist Verdienst des Feminismus des

letzten Drittels des 20. Jh. Freilich wird dabei häufig im Ansatz der Blick verstellt durch die Phänomenologie der Männer und Frauen, wie sie als Effekt von G in Beziehung zueinander auftreten, was die Analyse auf Zwischenmenschliches zieht, als sei dies aus sich selbst heraus begründbar. Im Deutschen ist dies v.a. deutlich, wenn G in den Singular rückt: das Geschlechterverhältnis, wie dies in fast allen Arbeiten geschieht. (Von den 145 einschlägigen Titeln, die einer Internet-Recherche zufolge in den Jahren 1994-2000 in deutscher Sprache erschienen sind, benutzen nur vier den Begriff im Plural. Im Angelsächsischen ist ausschließlich der Pluralbegriff gebräuchlich, dafür wird ›gender‹ nur im Singular verwendet.) Die Einzahl mag angemessen sein, wenn es um den Proporz von Männern und Frauen in ausgewählten Bereichen geht. Wer sie im weiteren Sinn gebraucht, tut sich in der Folge schwer, eine unterstellte Festigkeit dessen, was Geschlechter sind, zu unterlaufen. Um den Begriff so zu fassen, dass er dem Beweglich-Veränderlichen seines Gegenstands Rechnung tragen kann, ist der Plural angemessen. Im umfassendsten Sinn sind G wie Produktionsverhältnisse vielschichtige Praxisverhältnisse. Ihre Analyse nimmt sowohl die Formierung der Akteure als auch die Reproduktion des gesellschaftlichen Ganzen in den Blick.

1. Die Französische Revolution bildet die Bühne, auf der Olympe Marie DE GOUGES, 1748 geboren und 1793 wegen ihrer Aufrufe und der Organisation von Frauenclubs hingerichtet, mit einem Manifest »für die Rechte der Frau und Bürgerin« (1791) aufgetreten ist. Ohne über einen Ausdruck wie ›G‹ zu verfügen, denkt sie der Sache nach die gesamtgesellschaftliche Reproduktion durch sie bestimmt. Öffentliches Elend und Korruption der Regierungen erklärt sie für ein Produkt der ›Rechtlosigkeit der Frauen‹ (36). »Eine Revolution bereitet sich vor, die den Geist und die Seele des einen und des anderen Geschlechts anhebt, und alle beide werden in Zukunft am Gemeinwohl mitwirken.« (35) Ohne soziale und politische Gleichheit der Geschlechter wird die Revolution zur Farce. Die Durchsetzung herrschaftsförmiger G geschieht durch das Recht; so wird dieses auch Mittel der Durchsetzung emanzipatorischer G sein. Die »widernatürliche« Herrschaft der Männer über die Frauen leitet sie psychologisch ab: Der Mann »extravagant, blind, [...] aufgeblasen und degeneriert, will [...] despatisch über ein Geschlecht befehlen, das alle intellektuellen Fähigkeiten besitzt« (35). Die wie Sklaven gehaltenen Frauen werden folglich aber als Sklaven über Männer zu herrschen beginnen. (Friedrich NIETZSCHE wird diesen Faden vom entgegengesetzten Standpunkt aufnehmen, wenn er den Sklavenaufstand der Frauen

an die Wand malt.) Jene doppelte Verkehrung kennzeichnet DE GOUGES als Inbegriff der allgemeinen Zerrüttung. Das weibliche Geschlecht, dessen Bildung vernachlässigt wurde, entwickelte, da rechtlos, hinterlistige Formen von Herrschaft. Frauen werden so mehr schädlich als gut; als ‚politisches‘ Mittel setzen sie ihren Charme zur korrupten Macht über Männer ein; ihre Waffe ist das Gift. Bei aller bisherigen Politik handelt es sich de facto um Frauenherrschaft im Kabinett, in der Botschaft, in der Heeresführung, in den Ministerien, in der Präsidentschaft, bei den Bischöfen und Kardinälen, und »alles, was die Dummheit der Männer ausmacht, [...] war der Habgier und der Ambition des weiblichen Geschlechts unterworfen« (41). De Gouges verfolgt mithin keinen Opferdiskurs; sie denkt früh das Ineinander von Herrschaft und Unterdrückung bei Annahme einer grundsätzlichen Gleichbefähigung der Geschlechter. Hellsichtiger als spätere Feministen diagnostiziert sie, dass der Gedanke der sozialen Konstruktion der Geschlechter den Zustand der Gesellschaft einbeziehen muss. Die Form der G entscheidet über Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit. In verkehrten Verhältnissen entwickeln sich Unmenschen. Dass die Frauen ihre Schönheit als Hebel des Macht- und Gelderwerbs nutzen, ist die Folge ihres Ausschlusses von der regulären Teilhabe: »Doch müssen wir nicht zugeben, dass in einer Gesellschaft, wo der Mann die Frau gleich einem Sklaven von der afrikanischen Küste kauft, ihr jeder andere Weg, Wohlstand zu erwerben, verwehrt ist?« Ähnlich wird später BRECHT urteilen (*Me-ti*, GW 12, 474).

DE GOUGES verknüpft Frauenunterdrückung mit ihrer Funktion bei der Reproduktion der Gattung und beides mit Erbrecht und fehlendem Recht der Frauen auf freie Meinungsäußerung. Auf dem Boden ihrer Unfreiheit (sie dürfen den Vater des Kindes nicht nennen) werden viele Frauen und mit ihnen die Kinder in die Armut abgeschoben, ideologisch abgestützt durch bigotte Vorurteile gegen das öffentliche Bekenntnis zur Vaterschaft. »Der reiche kinderlose Epikureer findet nichts dabei, wenn er zu seinem armen Nachbarn geht und dessen Familie vermehrt.« (44) Die in Wahrheit stattfindende Vermischung wird vertuscht zur Aufrechterhaltung der Klassenschranken. Aber auch die Ehe erklärt de Gouges für »das Grab des Vertrauens und der Liebe« (43). Sie fordert den Einzug von Frauen in die Nationalversammlung (36), den Zugang zu allen öffentlichen Ämtern für alle nach ihren Fähigkeiten sowie gleiche Rechte in der Erwerbsarbeit. Über die Staatsausgaben ist öffentlich Rechenschaft abzulegen, die Verwendung der Haushaltssmittel von den Frauen nach ihren Bedürfnissen einzuklagen. Ein »Gesellschaftsvertrag«

zwischen den Geschlechtern soll die freie Entscheidung der Individuen auf Grundlage von Zuneigung sichern, bei Vermögensgemeinschaft und Anerkennung auch unehelicher Kinder. Die Gegner dieser Politik sind »die Heuchler, die Prüden, der Klerus und die ganze teuflische Gefolgschaft« (44).

Zur Schärfung eines Begriffs von G gewinnt man aus DE GOUGES: Der Egalitarismus in Bezug auf die Geschlechter ist heuristisch fruchtbar; Verhältnisse der Unterordnung des einen Geschlechts führen zu Unmenschlichkeit und Zerrüttung von Gesellschaft; es ist wichtig, die Akteure in G in ihren jeweiligen Macht- und Unterwerfungsstrukturen (Sklavenmoral) und deren Folgen zu denken; das Recht als Form, in der sich herrschende Verhältnisse reproduzieren, ist in das Dispositiv der G einzuziehen. Der Zuweisung der Reproduktion der Gattung als Privatsache an Frauen anstelle einer gesellschaftlichen Lösung kommt ein fundamentaler Stellenwert zu.

2. Mit dem Evolutionismus des 19. Jh. entstehen ethnologische Studien über G in der Menschheitsentwicklung. Sie beziehen sich zunächst auf Mutterrecht und Vaterrecht. Die bekanntesten Vertreter sind Johann Jakob BACHOFEN und Lewis Henry MORGAN. Als Vorläufer gilt der Jesuit Joseph-François LAFITEAU (1724), der die Vorstellung von Frauenherrschaft in der Antike und bei indianischen Gruppen in Nordamerika mit spezifischen gesellschaftlichen Regulationsformen wie autonomer Selbstregierung der Dörfer und einer Art Rätesystem verbindet. Er zeigt Zusammenhänge zwischen matrilinearen Erb- und Abstammungssystemen, politischen Rechten von Frauen und einem differenzierten Tätigkeitsspektrum, das die Mütter-Zentrierung unterläuft.

ENGELS las für seine Schrift *Ursprung* neben den MARXSchen Exzerten zu MORGAN v.a. BACHOFEN, der am einflussreichsten für die Rezeption im Marxismus wurde. Auf ihn bezogen sich u.a. Paul LAFARGUE, August BEBEL, Franz MEHRING, Max HORKHEIMER, Walter BENJAMIN, Ernst BLOCH, und er bestimmt auch die Diskussion im späteren Feminismus.

BACHOFEN legt (zuerst 1861) Materialstudien auf der Basis einer Relektüre vornehmlich antiker Mythologie vor. Zentral ist die Vorstellung, dass das mütterliche Prinzip sich in Liebe, Frieden, Freiheit, Gleichheit, Humanität, Allgemeinheit äußert und daher die auf Mutterrecht basierende Frauenherrschaft den »gesitteten« Teil der Menschheitsgeschichte darstellt. Die Entwicklung zeichnet er als gewaltsam-umstürzlerischen dialektischen Prozess. Die monogame Ehe stellt er als Frauensieg nach langdauerndem Kampf gegen den sie erniedrigenden Hetärismus dar, ein Sieg, der schwierig zu erringen war, weil die

Ehe als ausschließliche Verbindung göttliches Gebot verletzte, Hetärismus also auch als begleitende Sühne auftrat. Entsprechend liest er die griechische Mythologie als eine Geschichte des Kampfes zwischen den eherechtlichen (Demeter) und ehebrecherischen (Hetären) Kräften. Der strenge Weg von den Müttern zur Frauenherrschaft konfligiert nach Bachtold mit den sinnlichen und erotischen Dimensionen des »weiblichen Lebens«; letztere untergraben das »demetrische Matronentum notwendig mehr und mehr [und führen] zuletzt das Dasein wieder zu einem aphroditischen Hetärismus zurück, der in der vollen Spontaneität des Naturlebens sein Vorbild erkennt« (39). Der »Fortschritt von der mütterlichen zu der väterlichen Auffassung [bildet] den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des G.s« (47); »in der Hervorhebung der Paternität liegt die Losmachung des Geistes von den Erscheinungen der Natur, [...] eine Erhebung des menschlichen Daseins über die Gesetze des stofflichen Lebens« (48). – Bachtoldens Kriterien wurden für die weitere Debatte um Matriarchate bestimmend: Matrilinearität, Gruppensexualität mit der Unmöglichkeit, den Vater zu bestimmen; soziale und politische Gemeinschaftlichkeit, ergänzt durch Gütergemeinschaft, und darunter das widersprüchliche Geschlechtsstereotyp der einerseits moralisch überlegenen, andererseits naturhaften Weib-Mutter. Letzteres dient im Weiteren dazu, das Mutterrecht als Reich des Ursprungs zu erklären.

BACHOFEN benutzt den Begriff ›G‹ abwechselnd im Singular oder Plural. Die Geschlechter denkt er in ihren bestimmten Eigenschaften fixiert und beschränkt seine Deutungen vornehmlich auf rechtliche und religiöse Formen. Ausgehend von einer festen Zuschreibung dessen, was naturhaft weiblich und männlich ist, ›findet‹ er in der antiken Mythologie eben die gang und gäben Denkformen: die Entgegensetzung von Vernunft und Gefühl, Natur und Sinnlichkeit, Geist und Kultur. Hier lässt sich beobachten, wie Frauenverehrung und schwärmerische Zuschreibung an weibliche Natur als Kehrseite von Frauenunterdrückung fungieren kann, indem sie diese kompensatorisch verklärt. – Ernst BLOCH diagnostiziert, BACHOFENS Herz sei beim Matriarchat, sein Kopf beim Patriarchat (1961, 119), sodass er am Ende den verhassten Kommunismus als Rückkehr zu den Müttern voraussagt. – Da Bachtolden aus den verhimmelten Formen (Mythen, Religion) die wirklichen Lebensverhältnisse ableitet statt umgekehrt, bleibt die eigentliche Arbeit, Herrschaft und Unterwerfung in den G und deren Austragungsformen in Utopien zu entziffern, noch zu leisten.

MORGAN (1877) verbindet eine Relektüre antiker, v.a. griechischer und römischer Quellen sowie des

Alten Testaments mit ethnologischen Berichten über Stämme in Asien, Afrika sowie Nord- und Südamerika (wesentlicher Bezug sind die Irokesen). Er zeichnet zwei Geschichtslinien: den technisch-zivilisatorischen Fortschritt (Erfindungen und Entdeckungen) und die Entwicklung der Institutionen von der Gruppenehe zur monogamen Familie und zum Staat. Die Beschreibung der Erfindungen schließt Viehzucht, Ackerbau, Töpferei, das Gesamt des menschlichen Lebens ein, da von den Fortschritten im Lebensunterhalt die Frage der Ausbreitung der Menschen über die ganze Erde abhing (Ausweitung der Unterhaltsquellen). Morgan spricht nicht vom Matriarchat, sondern von Matrilinearität; seine Hauptkriterien sind wirtschaftliche: gemeinsamer Bodenbesitz, gemeinsame Arbeit, kommunistischer Haushalt. Nach seiner Auffassung gab es eine Urgemeinschaft, die aus Gleichen bestand. Die Herausbildung privaten Eigentums führte zur Zersetzung der kollektiven Strukturen. Ein Schwerpunkt seiner Forschungen ist das Auseinander von Familienformen und Verwandtschaftslinien; letztere begreift er als passiv, Familie als aktiv, Verwandtschaftsstrukturen als Fossile früherer Organisationsformen. Matrilineare Formen interessieren Morgan, weil sie der Entstehung von Eigentum und seiner Anhäufung vorhergehen. – Von Morgan ist für eine Theorie von G zu gewinnen, die Entwicklung der Produktivkräfte, der Beschaffung des Lebensunterhalts und der Formen, in denen Fortpflanzung und Aufzucht geregelt sind, als miteinander verschränkt zu denken.

3. In seinem ersten Entwurf einer Kritik des Matriarchats, den *Ms 44*, spricht MARX von den »beiden Geschlechtern in ihren sozialen Verhältnissen« (MEW 40, 479). Diese Formulierung ist für eine Theorie der G tragfähig. Der frühe ENGELS äußert sich zum Verhältnis der Geschlechter, meint aber wesentlich die Beziehung von Männern und Frauen zueinander. Beide, MARX und ENGELS, orientieren seit ihren Frühschriften auf herrschaftsfreie Mann-Frau-Beziehungen, die sie im Fundament ihres gesellschaftlichen Emanzipationsprojekts verankern. Im Kontext des – FOURIER aufnehmenden – berühmten Satzes, der »Grad der weiblichen Emanzipation« sei »das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation« (HF, MEW 2, 208), wird das Prinzip aufgestellt, an der Entwicklung der Geschlechterbeziehung die Entwicklung der Menschen abzulesen, »weil hier im Verhältnis des Weibes zum Mann, des Schwachen zum Starken, der Sieg der menschlichen Natur über die Brutalität am evidentesten erscheint« (ebd.). Laut *Ms 44* entscheidet sich am »Verhältnis des Mannes zum Weibe«, »inwieweit das Bedürfnis des Menschen zum menschlichen

Bedürfnis [...] geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist« (MEW 40, 535; Herv. getilgt).

Das Szenario der *DI* rückt die Problematik der Geschlechter ins Zentrum. Unter den »Momenten«, »die vom Anbeginn der Geschichte an [...] zugleich existiert haben«, fungiert, dass »die Menschen, die ihr eignes Leben täglich neu machen, anfangen, andre Menschen zu machen, sich fortzupflanzen [...]. Diese Familie, die im Anfange das einzige soziale Verhältnis ist, wird späterhin, wo die vermehrten Bedürfnisse neue gesellschaftliche Verhältnisse, und die vermehrte Menschenzahl neue Bedürfnisse erzeugen, zu einem untergeordneten« (*DI*, MEW 3, 29). Und von Anfang an gilt: »Die Produktion des Lebens, sowohl des eignen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung, erscheint nun schon sogleich als ein doppeltes Verhältnis – einerseits als natürliches, andererseits als gesellschaftliches Verhältnis –, gesellschaftlich in dem Sinne, als hierunter das Zusammenwirken mehrerer Individuen [...] verstanden wird. Hieraus geht hervor, daß eine bestimmte Produktionsweise oder industrielle Stufe stets mit einer bestimmten Weise des Zusammenwirkens oder gesellschaftlichen Stufe vereinigt ist, [...] also die ›Geschichte der Menschheit‹ stets im Zusammenhange mit der Geschichte der Industrie und des Austausches studiert und bearbeitet werden muss.« (29f) Unrealisiert bleibt dabei nur, dass dazu auch die komplementären Regel gelten muss, nämlich die politisch-ökonomische Geschichte nie in Abstraktion von der Geschichte jenes natürlich-gesellschaftlichen Verhältnisses zu studieren. Der Hinweis, dass »Familie« zu einem »untergeordneten Verhältnis« wird, verlangt zudem, den Prozess dieser Unterordnung eigens zu untersuchen. Die *DI* gibt eine Reihe von Hinweisen, wie die Entwicklung in diesem Bereich vorangeht. Als fundamental gilt die »ungleiche, sowohl quantitative wie qualitative Verteilung der Arbeit und ihrer Produkte [...], also das Eigentum, das in der Familie, wo die Frau und die Kinder die Sklaven des Mannes sind, schon seinen Keim, seine erste Form hat« (32). Die »latente Sklaverei in der Familie« wird begriffen als »das erste Eigentum«, wobei die Autoren hervorheben, dass dieses »hier schon vollkommen der Definition der modernen Ökonomen entspricht, nach der es die Verfügung über fremde Arbeitskraft ist« (ebd.). Die Teilung der Arbeit entwickelt sich mitsamt den Bedürfnissen weiter auf der Grundlage von Überschüssen und bringt diese wiederum erweitert hervor, wie auch die selbständige Produktion der Lebensmittel ein Ergebnis der »Vermehrung der Bevölkerung« ist und diese befördert (21). Arbeitsteilung birgt weiter die Möglichkeit,

dass »der Genuss und die Arbeit, Produktion und Konsumtion, verschiedenen Individuen zufallen« (32); sie ist damit zugleich Voraussetzung von Herrschaft und von Entwicklung. Zwei einander überlagernde Herrschaftsarten bestimmen den Fortgang der Geschichte: die Verfügung einiger über die Arbeitskraft vieler in der Lebensmittelproduktion und die Verfügung der (meisten) Männer über weibliche Arbeitskraft, Gebärfähigkeit und den sexuellen Körper der Frauen in der ›Familie‹. Das widersprüchliche Ineinander bewirkt, dass die Entwicklung des Gemeinwesens zugleich mit der Zerstörung seiner Grundlagen voranschreitet, gestützt und getragen durch G, in denen aus Herrschaftsgründen das sozial Überformte als Natur behauptet und mit der Natur die sinnlich-körperliche Substanz unterworfen wird.

In ihren Arbeiten zur KrpÖ stoßen MARX und ENGELS immer wieder auf Blockierungen, die Ausstragungsformen der G sind. Beide notieren sorgfältig die Zusammensetzung des neuen Fabrikpersonals nach Geschlechtern. MARX exzerpiert: »In den englischen Spinnereien sind nur 158 818 Männer und 196 818 Weiber beschäftigt. [...] In den englischen Flachsfabriken von Leeds zählte man auf 100 männliche Arbeiter 147 weibliche; in Druden und an der Ostküste Schottlands sogar 280. [...] Auch in den nordamerikanischen Baumwollfabriken waren im Jahre 1833 nebst 18 593 Männern nicht weniger als 38 927 Weiber beschäftigt.« (MEW 40, 479) ENGELS kommt nach Auswertung einer Vielzahl von Statistiken zu dem Ergebnis, 1839 seien in den englischen Fabrikindustrien mindestens zwei Drittel der Arbeitenden Frauen gewesen. Er nennt dies eine »Verdrängung männlicher Arbeiter«, eine »Umkehrung der sozialen Ordnung«, die zu Auflösung der Familie und Verwahrlosung der Kinder führe. Dabei reflektiert er zunächst die geschlechtliche Arbeitsteilung nicht weiter, die ihn dazu führte, die Arbeiterschaft als genuin männlich zu denken (*Lage*, MEW 2, 367f, 465). Wenig später entdeckt er, dass bei gesellschaftlicher Teilung von außerhäuslicher und häuslicher Arbeit unabhängig vom jeweiligen Geschlecht der Akteur der zweiten von dem der ersten beherrscht wird. Das fasst eine Grundlage herrschaftlicher G. Doch Engels gibt die Empörung über die Lage der Fabrikarbeiterinnen wesentlich mit Kategorien der Moral (Sittenverderb) wieder. Dies erschwert es, den Zusammenhang als Effekt kapitalistisch ausgebeuteter spezifischer G zu sehen. Er erkennt, »dass die Geschlechter von Anfang an falsch gegeneinander gestellt worden sind. Ist die Herrschaft der Frau über den Mann, wie sie durch das Fabriksystem notwendig hervorgerufen wird, unmenschlich, so muss auch die ursprüngliche Herrschaft des Mannes über

die Frau unmenschlich sein« (MEW 2, 371). Das Problem verortet er in der Gütergemeinschaft mit ungleichen Beiträgen. Er schlussfolgert, dass das Privateigentum die Beziehungen der Geschlechter zerstellt. Umgekehrt denkt er die proletarische Familie, weil eigentumslos, als herrschaftsfrei. »Wirkliche Regel im Verhältnis zur Frau wird die Geschlechtsliebe und kann es nur werden unter den unterdrückten Klassen, also heutzutage im Proletariat [...]. Hier fehlt alles Eigentum, zu dessen Bewahrung und Vererbung ja gerade die Monogamie und die Männerherrschaft geschaffen wurden« (MEW 21, 73). Der Gedanke wirkte als ethisches Ideal in der Arbeiterbewegung. Als Aussage über ein tatsächliches Hier und Jetzt war er allezeit kontrafaktisch. Er verfehlt theoretisch die Funktion der Arbeitsteilung zwischen Haus und Fabrik und damit die Rolle der G für die Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaft. Im Weiteren gilt Engels' Interesse v.a. dem Mann/Frau-Verhältnis, nicht der Untersuchung, wie G alle Praxen von Menschen durchqueren. Von der kommunistischen Gesellschaft erwartet er, sie werde »das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einem reinen Privatverhältnis machen, [...] worin sich die Gesellschaft nicht zu mischen hat. Sie kann dies, da sie das Privateigentum beseitigt und die Kinder gemeinschaftlich erzieht und dadurch die beiden Grundlagen der bisherigen Ehe, die Abhängigkeit des Weibes vom Mann und der Kinder von den Eltern vermittelst des Privateigentums, vernichtet.« (MEW 4, 377)

In *K I* notiert MARX, Erhaltung und Reproduktion der Arbeiterklasse als Bedingung für die Reproduktion des Kapitals blieben »dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen« (MEW 23, 598). Dies trifft zu, von Formen der ›Armenpflege‹ und ›Sozialfürsorge‹ abgesehen, kann jedoch die Theorie dazu verführen, den Vorgang als Privatsache aus dem Brennpunkt des Interesses zu rücken und womöglich als bloße Gabe der Natur zu betrachten. Ein Effekt der Verfügung der Männer über die Frauen in der Familie besteht darin, dass die Arbeit der Frauen weniger gilt als die der Männer. Dieser Umstand macht Frauenarbeit als Billigarbeit für die kapitalistische Ausbeutung besonders geeignet.

MARX wertet die amtlichen Berichte aus, in denen zunächst grammatisch geschlechtsneutral Arbeiter vorkommen; sobald es Frauen und Kinder sind, werden diese extra und als Besonderheit genannt. So kommt eine selbstverständliche Männlichkeit in die Diktion; zugleich registriert Marx, dass männliche Arbeiter durch Frauen und Kinder ersetzt werden. Unter gleichbleibenden G hat diese Praxis die Zerstörung der natürlichen Grundlagen der Arbeiterklasse zur Folge. Weil die Annahme der Männlichkeit

des Proletariats sich eher unter der Hand in die Texte mischt, wird nicht wirklich expliziert, dass die Form der Lohnarbeit tatsächlich den männlichen Lohnarbeiter bedingt, eben weil in G, in denen die Arbeit der Lebensmittelproduktion, soweit sie warenfördernd geschieht, eine gesellschaftliche Angelegenheit unter privater Herrschaft ist, die Reproduktion der Arbeitenden (*K I*, MEW 23, 186), als den einzelnen Familien privat überantwortet, dagegen keine gesellschaftliche Angelegenheit scheint. Das Ineinander von kapitalistischer Ausbeutung und Arbeitsteilung in überkommenen G zeigt, dass kapitalistische Produktion u.a. auf Frauenunterdrückung und -ausbeutung basiert. – Mitten in der Konzentration auf Kapitalismus blitzt bei Marx die Erkenntnis auf: »Doch bleibt es dabei, dass zu ihrem Ersatz ihre Reproduktion nötig, und insofern ist die kapitalistische Produktionsweise bedingt durch außerhalb ihrer Entwicklungsstufe liegende Produktionsweisen.« (MEW 24, 114) (Der Gedanke wurde von Rosa LUXEMBURG in *Akku* aufgenommen.)

Bereits in den *Ms 44* beobachtet MARX »eine ökonomisch selbständiger Stellung« der Frauen, indem ihnen »durch die Veränderungen im Organismus der Arbeit [...] ein weiterer Kreis von Erwerbstätigkeit zugefallen« ist, wodurch die »beiden Geschlechter in ihren sozialen Verhältnissen einander nähergerückt« sind (MEW 40, 479). In *K I* interessiert dann die »eigentümliche Zusammensetzung des Arbeitskörpers aus Individuen beider Geschlechter« (MEW 23, 446f), schließlich die Einsetzung der Frauen »in gesellschaftlich organisierten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens« als »neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter« (514). Hier ist tatsächlich das Verhältnis (Singular) als Verhältnis zueinander gemeint, allerdings von den Verhältnissen in der Arbeit ausstrahlend in alle Bereiche. Die Zusammenarbeit der Geschlechter auf engem Raum und bei Nacht hält Marx unter gegebenen Produktionsverhältnissen für eine »Pestquelle des Verderbs und der Sklaverei« (ebd.; vgl. ENGELS, *Lage*, MEW 2, 372, 465); als Horizont aber bleibt, dass sie, sobald »der Produktionsprozess für den Arbeiter da ist«, zur »Quelle humaner Entwicklung« (ebd.) wird. – Die Perspektive hat sich in den staatssozialistischen Ländern verengt auf die Berufstätigkeit von Frauen. Da das Gesamt der zur Reproduktion nötigen Arbeiten und ihre Stützung in Moral, Recht, Politik, kurz: Ideologie, Sexualität usw. nicht in die Analyse eingeht, verfehlt diese Lösung die Hartnäckigkeit und Verzweigtheit der G. – Jene Verkürzung hat in der Arbeiterbewegung dazu geführt, ein Nacheinander für die Befreiungskämpfe anzunehmen, wobei

übersehen wurde, dass die G immer auch Produktionsverhältnisse sind und also, wie stark das Stützungsverhältnis für die Reproduktion der jeweiligen Form der Gesamtverhältnisse ist. Man kann also nicht zuerst die Produktionsverhältnisse revolutionieren und dann erst die G.

In den letzten drei Jahren seines Lebens (1880-82) legte MARX ausgiebige ethnologische Exzerpte zu MORGAN, John Budd PHEAR, Henry Sumner MAINE und John LUBBOCK an. Lawrence KRADER bezeichnet sie als »empirische Ethnologie, die revolutionär und zugleich evolutionistisch ist« (Einl., *Ethnol.*, 12). Ihre Perspektive sieht er so: »Die aus Gleichen bestehende Urgemeinschaft ist die revolutionäre Form der Gesellschaft, welche nach der historischen Veränderung, die die Menschheit erfahren hat, und nachdem die Ausbeutung in Form von Sklaverei, Leib-eigenschaft und Kapitalismus überwunden ist, einen neuen Inhalt haben wird.« (14f) Von der Ethnologie verspricht er sich Beweise für die Möglichkeit kooperativer Institutionen und kommunaler, gemeinschaftlicher Arbeitsbeziehungen.

Das MORGAN-Exzerpt umfasst den größten Raum. Die Schwerpunkte »Familie« und Verwandtschaft machen es für die Frage der G ertragreich. MARX folgt zumeist MORGANS Auffassungen, so dass die Verwunderung, wann über G geschwiegen wird und wann sie behandelt werden, beide Autoren betrifft. Das Material legt die Auffassung nahe, dass die menschliche Entwicklung durch die Entstehung des Privateigentums von ursprünglich-kommunistischer Gleichheit zu Herrschaft und Unterdrückung geführt wurde, dass dieser Prozess mit Fortschritt einherging und über die Stufen der Barbarei zur zivilen Gesellschaft führte. Erfindungen und Entdeckungen sicherten nicht nur das Überleben, sie schufen die Möglichkeit für Überfluss und legten damit die Grundlagen für die Entstehung von Reichtum, den sich privat anzueignen historische Wirklichkeit wurde.

MARX exzerpiert genau die von MORGAN vorgeführten Verwandtschaftslinien – von der Blutsverwandtschaftsfamilie über die Punalua- zur Paarungsfamilie, zur patriarchalen Familie (die er mit Morgan für eine Ausnahme hält) und zur Monogamie. Bei Morgan interessiert ihn der später von BLOCH ausgearbeitete Gedanke einer Ungleichzeitigkeit. »Das System hat die Gebräuche überlebt, worin es entsprang, und erhält sich noch unter ihnen, obgleich es in der Hauptsache für die jetzt geltende Abstammung unrichtig ist.« (*Ethnol.*, 135) Welche Frauen und welche Männer jeweils einander in Gruppenehe heiraten durften, wird deshalb relevant, weil sich in dieser Weise die Stammeslinien der Gentes bestimmten.

Überall gab es Matrilinearität, die Kinder blieben bei der Mutter bzw. der mütterlichen Gens. Der Vater gehörte einer anderen Gens an. In den Anfängen der Menschheitsentwicklung richten sich die Erfindungen auf die Beschaffung des Lebensunterhalts und sind auf diese Weise leicht vorstellbar für beide Geschlechter. »Gemeinsame Ländereien und gemeinschaftlicher Feldbau mussten zu gemeinschaftlichen Wohnhäusern und einem kommunistischen Haushalt führen [...]. Frauen bekamen in großen, mit gemeinsamen Vorräten versorgten Haushaltungen, in denen ihre eigene Gens ein zahlenmäßiges Übergewicht hatte, einen mächtigen Halt« (344). Die Lage der Frauen verschlechterte sich »mit dem Erstehen der monogamen Familie, die das gemeinschaftliche Wohnhaus abschaffte, die Frau und Mutter inmitten einer rein gentilen Gesellschaft in ein Einzelhaus stellte und sie von ihrer gentilen Verwandtschaft trennte« (ebd.). Man gewinnt den Eindruck, dass ständige Kriegszüge zur Erfindung von besseren Waffen führten und zur Herausbildung von Heerführern; als wichtige Erfindungen werden genannt Pfeil und Bogen, das eiserne Schwert (Barbarei), Feuerwaffen (Zivilisation). Sofern von Häuptlingen, Räten und politischen Versammlungen die Rede ist – als Auswahlkriterium wird notiert: persönliche Tüchtigkeit, Weisheit, Beredsamkeit (199) –, kommen Frauen rätselhafterweise nurmehr an einer Stelle vor: Die irokesischen »Frauen durften ihre Wünsche und Meinungen durch einen Sprecher eigener Wahl ausdrücken. Die Entscheidung traf der Rat.« (227) Während sich die Exzerpte nach den Heiratsarten auf die Entwicklung von Getreideanbau, Domestizierung von Tieren, Kriegszüge und die Herausbildung von Eigentum, später von politischer Gesellschaft konzentrieren, gewinnt man keinen Eindruck von der Tätigkeit von Frauen. Man findet vereinzelt etwa folgende Notiz zu MORGANS Darstellung der Moqui-Pueblo-Indianer (ohne Kommentar): »Im Allgemeinen stehen die Speicher unter Kontrolle der Frauen, und sie sorgen mehr als ihre spanischen Nachbarn für die Zukunft vor. Gewöhnlich versuchen sie, Vorräte für ein Jahr bereitzuhalten.« (Morgan, 536; *Ethnol.*, 179) Man kann eher implizit entnehmen, dass die Zuständigkeit für Kinder – wie vermutlich auch die Geburten; immerhin vermehrten sich die Menschen schnell, aber selbst diese Notiz erhält nur einen Verweis auf vermehrte Konsumtionsmittel (172) – die Frauen von Kriegszügen abhielt, diese aber durch Eroberung zur Anhäufung von Reichtum führten. »Dem folgte im Laufe der Zeit die systematische Bebauung der Erde, was dazu führte, dass sich die Familie mit dem Boden identifizierte und zu einer Organisation zur Erzeugung von

Eigentum wurde« (184). Dies erhellt die Selbstverständlichkeit männlichen Eigentums, der väterlichen Erbfolgelinie und der entsprechenden Monogamie. Schließlich wird das Familienoberhaupt (männlich) »das natürliche Zentrum der Akkumulation« (ebd.).

Die Konzentrierung auf die Geschichte der Männer geschieht eher implizit, oft verrät sie sich in spontaner Wortwahl. MARX notiert: »Auf der Unterstufe beginnen die höheren Eigenschaften der Menschheit sich zu entwickeln: persönliche Würde, religiöses Empfinden, Offenheit, Männlichkeit und Tapferkeit werden jetzt allgemeine Charakterzüge, aber auch Grausamkeit, Hinterlist und Fanatismus.« (*Ethnol.*, 176) Den Androzentrismus scheint er nicht zu bemerken. – Solange es kein privates Eigentum gab, war die Abstammungslinie über die Mütter offenbar ebensowenig problematisch wie ihre Autorität. Marx schreibt wiederum ohne weitere Erklärung: »Sobald Eigentum in größeren Massen sich ansammelte [...] und ein immer größer werdender Teil in Privatbesitz war, wurde die Abstammungsfolge in weiblicher Linie (wegen der Erbschaft) reif zur Abschaffung.« (342) Die Herkunft wurde nun nach dem Vater (patrilinear) bestimmt. Dies wurde u.a. dadurch möglich, dass die allmählich sich herausbildenden politischen Macht-positionen (Hauptlinge, Rat, Richter) ebenfalls männlich besetzt waren.

Zur Morganlektüre FOURIERS notiert MARX eine Erweiterung früherer Bestimmungen der Familie und ihres Verhältnisses zur weiteren Gesellschaft: »FOURIER charakterisiert die Epoche der Zivilisation durch Monogamie und Grund-Privateigentum. Die moderne Familie enthält im Keim nicht nur servitus (Sklaverei), sondern auch Leibeigenschaft, da sie von vornherein Beziehung hat auf Dienste für Ackerbau. Sie enthält in Miniatur alle die Antagonismen in sich, die sich später breit entwickeln in der Gesellschaft und ihrem Staat.« (*Ethnol.*, 53)

Man kann aus dem Studium von MORGAN und MARX schließen, dass Krieg und Privateigentum G bestimmen, die das ursprüngliche Gemeinwesen zersetzen und so eine Entwicklung auf der Grundlage von Ungleichheit befördern. – Leider schweigt Marx zu einer ethnologischen Forschung, die nach den Verwicklungen fragend, wer wen heiraten durfte und wie Matrilinearität und Urkommunismus zusammenhingen, weitgehend auf Frauenhandeln und -leben verzichtet.

Die Relektüre ethnologischer Studien, die dieses Schweigen zum Sprechen bringt, wird das späte Werk marxistischer und feministischer Ethnologie. Claude MEILLASSOUX kritisiert an der MARXSchen Lektüre und ihrer Aufnahme durch ENGELS, sie seien »in die ideologische Falle der Blutsverwandtschaft«

getappt und hätten ihre eigene Methode, die »Reproduktion des Lebens« und die Produktionsverhältnisse als »gesellschaftliche Reproduktionsverhältnisse« zu analysieren, nicht angewandt (1994, 318). Diese Kritik lässt sich ausdehnen auf die Behandlung der G bei den Klassikern insgesamt. – Zur schärferen Fassung der G in der Entwicklung der Menschheit lässt sich lernen, dass diese in einer Geschichtsschreibung nahezu unsichtbar bleiben, wofern nicht weibliche Arbeit im Rahmen der Gesamtarbeit sowie Frauenteilhabe an Politik und Verwaltung mit detektivischem Blick gesucht werden.

Die ethnologischen Hefte wurden erst 1972 von Lawrence KRADER veröffentlicht. ENGELS hatte aber schon 1884 die MARXSchen MORGANexzerpte und seine eigene BACHOFEN-Lektüre als Buch zusammengefasst (*Ursprung*) und damit das Material und die Diktion bereitgestellt, in der Frauenunterdrückung gedacht wurde. Zugleich hat er damit eine Lesweise gestärkt, die G gewissermaßen zusätzlich und außerhalb der Produktionsverhältnisse auffasste. In seinem berühmten Passus über die Einzelehe öffnet er (an die *DI* anknüpfend) durch Anwendung des Klassenbegriffs auf die Mann-Frau-Beziehung ein persönliches Verhältnis ins Gesellschaftliche: »Der erste Klassengegensatz [...] fällt zusammen mit der Entwicklung des Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung mit der des weiblichen Geschlechts durch das männliche.« (MEW 21, 68) Weiter beginnt mit der Einzelehe eine »Epoche, in der jeder Fortschritt zugleich ein relativer Rückschritt, in dem das Wohl und die Entwicklung der einen sich durchsetzt durch das Wehe und die Zurückdrängung der andern. Sie ist die Zellenform der zivilisierten Gesellschaft, an der wir schon die Natur der in dieser sich voll entfaltenden Gegensätze und Widersprüche studieren können.« (Ebd.) – MARX hatte übrigens anderslautend notiert: »Die Familie – selbst die monogame – konnte nicht die natürliche Basis der Gentilgesellschaft bilden, ebensowenig wie heutzutage in bürgerlicher Gesellschaft die Familie die Einheit des politischen Systems ist.« (*Ethnol.*, 285)

ENGELS' mitreißende Rhetorik verdeckt, dass die Form der Einzelehe keine spezifischen Arbeitsverhältnisse impliziert. Begriffe wie »Antagonismus, Klassen, Wohl und Wehe« lassen die G als bloße Unterjochungsverhältnisse – wie nach einem Krieg – auffassen, nicht als Praxen beider Geschlechter. So führen die Studien über G nicht zum Zusammenhang der Produktionsverhältnisse, sondern umgekehrt zu einem Auseinander der Bereiche der *Lebens-* und der *Lebensmittel*produktion. Das entspricht zwar der Entwicklung im Kapitalismus, doch verhindert es

die verallgemeinernde Festschreibung, eben dies als Effekt der Produktionsverhältnisse zu sehen. Im Vorwort zum *Ursprung* skizziert Engels, was unter »Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens« zu verstehen sei: »Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung.« (MEW 21, 27f) Er nennt beides »Produktionen« und schafft damit die Ausgangsbasis für eine Theorie der G. Jedoch verstellt er den Zugang durch Bestimmungen, die auf der einen Seite alle ›Arbeit‹ anzusiedeln scheint (Nahrung, Kleidung, Wohnung), auf der anderen die Familie; letztere zeichnet sich damit nicht durch spezifische Arbeitszusammenhänge, sondern durch Verwandtschaftsverhältnisse aus. Folgerichtig notiert er nach den Exzerpten von MARX in *Ursprung* detailliert die Organisationsvarianten der sexuellen Beziehungen und der Fortpflanzung, aber nicht, in welchem Verhältnis die in der Familie verrichteten Arbeiten zur Gesamtarbeit und zur Reproduktion von Gesellschaft stehen. Insofern lässt sich seine Arbeit als ein Versäumnis lesen, die Geschichte der G als Dimension der Produktionsverhältnisse zu schreiben. Statt dessen behandelt sie die Ebenen von Sexualität und Moral – wobei ENGELS allerdings, wie BLOCH anmerkt, »puritanischen Motiven« folgt, wenn er die Monogamie als weiblichen Sieg gegen »den regellosen Geschlechtsumgang« verkündet und eine »rätselhafte Machtergreifung« der Männer aus einer allzu bedenkenlosen Übernahme BACHOFENScher Vorstellungen behauptet (1961, 118). – ENGELS sammelt viel Material, um die Erniedrigung der Frauen nachzuweisen, wobei ihm aber auch hier entgeht, dass G die gesamte Gesellschaft bestimmen und nicht aufs Haus beschränkt sind. Sein berühmtester Satz in diesem Zusammenhang lässt Frauen als bloße Opfer auftreten: »Der Umsturz des Mutterrechts war die *weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts.*« (MEW 21, 60f)

ENGELS Perspektive für befreite G ist der Einschluss der Frauen in die Industrie, eine Bewegung, die er in der kapitalistisch organisierten Produktion schon Realität werden sieht, weil die moderne Industrie »nicht nur Frauenarbeit auf großer Stufenleiter zulässt, sondern förmlich nach ihr verlangt, und [...] auch die private Hausarbeit mehr und mehr in eine öffentliche Industrie aufzulösen strebt« (*Ursprung*, MEW 21, 158). Da diese Perspektive das staatssozialistische Projekt bestimmte, lassen sich die Probleme konkret historisch studieren.

Begriffskritische Zusammenfassung. – Der kritische Durchgang durch MARX und ENGELS zeigt den

Ansatz, G als Produktionsverhältnisse zu fassen, sowie seinen Abbruch. Als größte Barriere erweist sich die Neigung, bei G an Beziehungen zwischen Männern und Frauen zu denken. Zur Regel muss offensichtlich werden, die unterschiedlichen Produktionsweisen in der Geschichte immer auch als G zu untersuchen. Keine lässt sich begreifen ohne Beantwortung der Frage, wie die Produktion des Lebens im Gesamt der Produktionsverhältnisse geregelt ist und in welchem Verhältnis sie zur Produktion der Lebensmittel steht, kurz, wie sie die Reproduktion der Gesamtgesellschaft bedingt. Das schließt die differenzielle Gestaltung der Geschlechter selbst, die jeweiligen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit, ebenso ein wie die Entwicklung der Produktivkräfte, der Arbeitsteilung, der Herrschaft und der ideologischen Legitimationen.

4. Politiken um G tauchen in der Geschichte des Marxismus auf als Kampf gegen das Abtreibungsverbot, als Forderung nach Erwerbsarbeit für Frauen und gleichem Lohn für gleiche Arbeit, aber auch nach einem besseren Familienleben (u.a. Clara ZETKIN), als Versprechen, Frauen aus der Enge der häuslichen Sphäre zu holen (u.a. LENIN), als Versuch, auch die weibliche Psyche aus ihrem Liebesgefängnis zu befreien (Alexandra KOLLONTAI), im späten 20. Jh. schließlich als Forderung, Bedingungen zu schaffen, die Familien- mit Erwerbsarbeit vereinbar werden lassen. Kurz, die Frage der G taucht immer als »Frauenfrage« auf, was ihren Zusammenhang mit den Produktionsverhältnissen ausblendet.

Eine exemplarische Ausnahme zeichnet sich ab in Antonio GRAMSCIS Notizen zum Fordismus. Ausgangspunkte sind die Rationalisierung der Arbeit am Fließband (Taylorismus), die dazugehörige Schaffung »eines neuen Menschentyps« Arbeiter und die politische Regulation der Rahmenbedingungen. Gramsci führt dafür den Begriff des *geschichtlichen Blocks* ein. Darunter versteht er die Zusammenbindung von Gruppen im herrschenden Kräfteverhältnis, hier das Zusammenwirken von Massenproduktionsweise, privater Lebensführung und staatlicher Kampagne um Moral (Puritanismus/Prohibition). In diesem Kontext tauchen die G auf: zunächst als besondere Unterwerfung von Männern unter intensivierte »mechanische« Kräfteverausgabung bei höherer Bezahlung, die das Halten einer Familie und Erholung erlaubt, was wiederum notwendig ist für die Aufrechterhaltung eben jenes fordistischen Arbeitssubjekts. Die Verausgabung seiner Arbeitskraft bedingt spezifische Moral und Lebensweise, Monogamie als nicht zeitvergeudend-ausschweifenden Sex, wenig Alkoholkonsum, die Einsetzung von Hausfrauen,

die über Disziplin, Lebensführung, Gesundheit, Ernährung der Familie, also das Wie des Konsums wachen und entsprechend tätig sind. Man sieht die Disposition der Geschlechter und damit wesentliche Aspekte ihrer Konstruktion, sowie die politischen Regulierungen. V.a. sieht man, wie dieses ganze Gefüge sich mit der Änderung der Produktionsweise umwälzt, und erkennt darin wesentliche Scharniere, die die kapitalistische Gesellschaft beweglich zusammenhalten. Bezogen auf den Übergang zur hochtechnologischen Produktionsweise lässt sich von Gramsci lernen, die Umwälzung des Verhältnisses von körperlicher zu geistiger Arbeit durch die neue Produktionsweise im Blick auf die G zu untersuchen: sie braucht weniger Arbeitskräfte anderen Typs und wird entsprechend anders hegemonial durchgesetzt, benötigt einen anderen staatlichen Eingriff, bringt eine andere Wirkung auf der Ebene der Zivilgesellschaft hervor usw. Die Frage nach den neuen Arbeitssubjekten muss die Neubestimmung der G einschließen, eben weil es immer um Lebensführung, -erhaltung und -entwicklung geht, die gewissermaßen ein »marginalisiertes Zentrum« gesellschaftlicher Verhältnisse darstellen (vgl. F. Haug 1998).

5. Das von John Stuart MILL zusammen mit seiner Frau Harriet TAYLOR und deren Tochter Helen verfasste, 1869 veröffentlichte Buch zur Frauenunterwerfung erregte großes Aufsehen und wurde schon im gleichen Jahr ins Deutsche übersetzt. Ziel war eine Art Sozialpsychologie der G als Grundlage für die politische und rechtliche Gleichstellung von Frauen, zur Unterstützung der Kämpfe um Wahlrecht, Recht auf Berufstätigkeit und Bildung von Frauen. Mill/Taylor verwenden den Begriff G (*gender relations*), wenngleich er durch die Übersetzung in »Beziehungen zwischen den Geschlechtern« (Mill 1997, 5) wieder unkenntlich gemacht wird. Die Hauptebenen, auf denen existierende G gedacht werden, sind Gewohnheiten und Gefühle, Meinungen über die Natur von Männern und Frauen und die jeweils daraus abgeleitete Stellung in der Gesellschaft, vornehmlich im Recht. Da »die Unterjochung der Frauen durch die Männer eine universelle Gewohnheit« ist, erscheint jedes Abweichen davon als »unnatürlich« (24). Die Forschung richtet sich demgemäß auf die Ebenen alltäglicher Erfahrung, auf die sie regulierende Moral und das Recht. Kritisiert wird die Annahme der Natürlichkeit des »Weiblichen«, das als Produkt von Erziehung zur Abhängigkeit aufgefasst wird, »Resultat erzwungener Niederhaltung nach der einen, unnatürlicher Anreizung nach der anderen Richtung« (38). Schwerpunkt ist die gesetzliche Behandlung der Frauen, z.B. der Ehevertrag

(51ff), historisch nachgezeichnet von den Stufen der Gewalt bis zur modernen Form der »Sklaverei«, in der die Frauen weitgehend rechtlos und eigentumslos den Ehemännern Gehorsam schulden, »in einem chronischen Zustande der gleichzeitigen Bestechung und Einschüchterung« (22), bis hin zur allmählichen Korrektur in Richtung Scheidungserlaubnis. Olympe DE GOUGES bleibt ungenannt, aber ihre Ideen tauchen wieder auf. »Die Ehe«, erklären MILL/TAYLOR, »ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die unser Gesetz kennt. Es gibt keine Sklaven mehr außer den Herrinnen des Hauses.« (131) Die Menschheit werde unendlich gewinnen, wenn es den Frauen erlaubt würde, ihre Fähigkeiten auszubilden und einzusetzen (136f). Entsprechend der Annahme einer männlichen Gewaltwillkür wird indes kein Versuch unternommen, einen Zusammenhang zu den Produktionsverhältnissen herzustellen. Das eigene Erfahrungsfeld, das Schicksal der Frauen des Bürgertums, lässt sie auch die Herausbildung des weiblichen Proletariats übersehen. – Festzuhalten bleibt, dass seit dem Ende des 18. Jh. die Einsicht in die Konstruiertheit des Geschlechts, insbes. der Frauen – zunächst bei DE GOUGES, jetzt bei MILL/TAYLOR – zum Wissensbestand gehört. Zwei Jh. später taucht diese Einsicht geschichtslos als das Allerneueste wieder auf.

Knapp siebzig Jahre nach MILL/TAYLOR verabschiedet Virginia WOOLF in den relativ gleich gebliebenen bürgerlichen G die Hoffnung, die Gesellschaft werde gewinnen, wenn Frauen den Männern gleichgestellt wären und die für diese reservierten und geprägten Berufe ergreifen könnten, mit dem Argument, sie würden dann genau so »besitzgierig, argwöhnisch, streitsüchtig« (1938, dt. 1978, 89). Sie entziffert aus den G, in denen das Bürgertum sich reproduziert, die Möglichkeit der kapitalistischen Produktionsweise, des Krieges und seiner ideologischen Verankerung. Die G bringen auf der Subjektseite hervor: »Sinnlosigkeit, Kleinlichkeit, Bosheit, Tyrannie, Heuchelei, Unmoral im Übermaß« (110). Aus der Differenz der Geschlechter-Praxen kommt sie zu dem Ergebnis, dass die Emanzipation der Frauen eine andere Gesellschaft benötigt, in der u.a. »nicht für Kapitalismus, Markt, Krieg, sondern zur Vervollkommenung von Geist und Körper, Leben und Gesellschaft« ausgebildet wird. Wenngleich wiederum auf die bürgerliche Klasse beschränkt, bildet sich ein Wissen um die Einspannung der Geschlechter in die Reproduktion der Produktionsverhältnisse heraus.

Ein Jahrzehnt später erklärt Simone DE BEAUVIOR Frauenunterdrückung mit der »Reproduktionsfähigkeit« der Frau; weibliche Subalternität sieht sie aufrechterhalten durch die jeweils gesellschaftsspezifische Konstruktion des sozialen Geschlechts. »Das

Gleichgewicht der produktiven und reproduktiven Kräfte verwirklicht sich auf verschiedene Art in den verschiedenen Wirtschaftsepochen der Menschheitsgeschichte, diese aber schaffen die Voraussetzungen für die Beziehung des männlichen und weiblichen Teils zu den Nachkommen und damit auch zueinander.« (1949/1960, 49) Ihre für die spätere Frauenbewegung einflussreiche Schlussfolgerung zielt auf Berufstätigkeit von Frauen, um sie von Männern ökonomisch unabhängig zu machen, Einspannung des technischen Fortschritts für die menschliche Reproduktion und Umwälzung der ideologisch-psychologischen Konstruktion des Weiblichen.

6. In den Diskussionen um eine marxistische Anthropologie im Frankreich der 1960er Jahre werden wichtige Elemente für die Theorie der G ausgebildet. Aus der Analyse vorkapitalistischer Gesellschaften sollen Einsichten in den Zusammenhang politischer und kultureller Dimensionen in der Entwicklung von Produktionsweisen gewonnen werden. Streitpunkt ist u.a., was »Ökonomie in letzter Instanz« dabei bedeutet. Maurice GODELIER fasst die Rolle der Verwandtschaftsbeziehungen für die Regulation der Produktionsverhältnisse als Frage einer Dominanz, die dann »alle anderen gesellschaftlichen Verhältnisse ›integriert‹«, wenn sie nicht nur Abstammungs- und Verschwagerungsverhältnisse bestimmt, »sondern auch die jeweiligen Verfügungsrechte über Produktionsmittel und Arbeitsprodukte regelt, [...] und wenn sie womöglich als Code dient, als Symbolsprache, die sowohl die Verhältnisse der Menschen untereinander als auch die zur Natur ausdrückt« (1973, 49). Claude MEILLASSOUX kritisiert, Verwandtschaft sei für GODELIER das »A und O jeder Erklärung der primitiven Gesellschaften, da die Verwandtschaft gleichsam ihre eigne Determination erzeugt. Woraus [...] folgt, dass die Ökonomie von der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt wird [...] und der historische Materialismus keinerlei wissenschaftliche Basis mehr besitzt.« (1983, 63; Übers. korr.) Die Kritik ist ungerecht, da GODELIERS Formulierung der Forschungsfrage an die Sozialwissenschaften lautet: »Unter welchen Bedingungen und aus welchen Gründen übernimmt irgendeine Instanz die Funktionen der Produktionsverhältnisse und kontrolliert die Reproduktion dieser Verhältnisse und damit die Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer Gesamtheit?« (1973, 50), was er als Spezifizierung der MARXSchen Formulierung von der letztlichen Bestimmung des sozialen und geistigen Lebensprozesses durch die Produktionsweise auffasst.

Der Verdacht von MEILLASSOUX, dass in dieser Artikulation die Verwandtschaft »einen doppelten Status

eines Unterbaus und eines Überbaus« bekomme (1983, 63) und eben doch als Schlüssel für die Anthropologie gelte, ist jedoch nicht von der Hand zu weisen. Freilich verflügt sich das Hin und Her von Instanzen und Dominanzen, sobald man Verwandtschaftsverhältnisse als Produktionsverhältnisse fasst. Meillassoux bahnt dafür den Weg, indem er als zentralen Ausgangspunkt den Begriff *Reproduktionsverhältnisse* bestimmt. Damit analysiert er, dass eine Gesellschaft für ihr Fortbestehen ein »befriedigendes Gleichgewicht zwischen der Zahl der produktiven und unproduktiven Individuen und unter diesen [...] eine ausreichende Zahl an Mitgliedern beiderlei Geschlechts im richtigen Alter« (56) herstellen muss. Da dies bei kleinen Produktionszellen nicht von selbst gegeben ist, entwickeln die Ältesten, die aufgrund getaner Arbeit ein höheres Ansehen genießen, ein System des Frauentauschs (57f); dadurch verschiebt sich deren Macht »von der Kontrolle der Lebensmittel auf die Kontrolle der Frauen und von der Verwaltung der Nahrungsgüter auf die politische Autorität über Individuen« (59). In der proto-agrarischen Produktionsweise, die zusätzlich auf Jagd beruhte, gab es diese Ältesteninstanzen nicht; es kam zu Frauenraub und damit zur Notwendigkeit, Frauen zu schützen, was sie von Jagd und Krieg ausschloss. Zugleich gewann der Krieg die Bedeutung, Herrschaft der Männer zu begründen.

MEILLASSOUX ist mit MARX und ENGELS der Auffassung, dass »die Frauen zweifellos die erste ausbeutete Klasse waren« (95), fügt aber hinzu, dass sie je nach Geschlechtsreife unterschiedlichen Ausbeutungs- und Unterwerfungsbeziehungen ausgesetzt waren. Er pflichtet Engels bei, dass man von einer »historischen Niederlage des weiblichen Geschlechts« sprechen könne, wendet aber ein, dies sei nicht mit dem Auftauchen des Privateigentums zu koppeln, sondern in den Reproduktionsverhältnissen begründet, in denen bei näherem Hinsehen eine Vielfalt an Abhängigkeitsbeziehungen auch unter Männern, je verschieden nach Produktionsweise, zu entziffern sei. Die Notwendigkeit der Ehe verknüpft er mit der Landwirtschaft, in der die Gattin zum Instrument der Reproduktion wurde.

MEILLASSOUX zeigt am Beispiel der landwirtschaftlichen Hausgemeinschaft, wie die »Reproduktionsverhältnisse zu Produktionsverhältnissen« werden, indem »die Filiationsbeziehungen den in der Produktion bestehenden Abhängigkeits- und Autoritätsbeziehungen entsprechen« müssen (62). Dabei seien die Verhältnisse in der Reproduktion politisch geformt, jedoch den determinierenden Zwängen der Produktion unterworfen. In den Schwerpunkten der Studien über primitive Gesellschaften – Familienformen,

Matrilinearität, deren Ablösung durch Patrilinearität, Autorität der Alten, Fruchtbarkeitskulte, Endogamiezwang, Inzesttabu – zeigt er die relative Verselbständigung der Organisation von Fortpflanzung auf. »Die gesellschaftliche Reproduktion der Hausgemeinschaft ist kein natürlicher Prozess, auch nicht [...] eine Folge von Krieg, Raub und Entführungen. Sie ist ein politisches Unternehmen.« (61) Meillasoux hält mit MARX am Primat der Produktionsverhältnisse fest und erklärt, dass »der Platz, den die Reproduktionsverhältnisse in der Organisation und Verwaltung der Gesellschaft einnehmen«, die Bedeutung begründet, »welche die juristisch-ideologische Vorstellung, d.h. die Verwandschaft, gewinnt«, sodass sie »die Tendenz haben, sich in einer nicht-egalitären Klassengesellschaft als wesentliche ›Werte‹ durchzusetzen« (62).

Die häusliche Produktionsweise, ökonomisches Zentrum primitiver Gesellschaften, dauert nach MEILLASSOUX bis in die Spätphasen des imperialen Kapitalismus fort und wird als eine schmale Basis der Produktion von Leben und Arbeitskräften den Gesetzen kapitalistischer Klassengesellschaften einverleibt, dort erhalten und zugleich zerstört. Entsprechend widerspricht Meillasoux der MARXSchen Auffassung (*K I*, 591), dass dem entwickelten Kapitalismus keinerlei kostenloser Zufluss nach der Phase der ursprünglichen Akkumulation mehr zukomme, übersieht dabei freilich Marx' anderslautende Äußerung (*K II*, 114).

Im Anschluss an MEILLASSOUX werden Studien möglich, die die Einspannung der Geschlechter in die vom Stand der materiellen Produktion bestimmte Regulierung der Gesamtreproduktion und darin die Rolle von Politik, Ideologie, Moral und ihre relativen Verselbständigung zu analysieren erlauben. Doch hält er seinen Ansatz, die Produktionsverhältnisse von den Reproduktionsverhältnissen her zu denken, nicht vollständig durch, sodass etwa die Macht der Ältesten ihm als produktionsbedingt männlich erscheint. Hier ist die Einbeziehung der G nachzuzeigen.

7. Feministische Ethnologie konzentriert sich auf die Bearbeitung der G. So begründen Olivia HARRIS und Kate YOUNG ihre Wendung von den Frauenstudien zur Forschung über G damit, dass die Beziehungen zwischen den verschiedenen Akteuren nur im Zusammenhang der Produktionsverhältnisse verständlich werden (1981, 111). Als Analyseebene schlagen sie vor, von der allgemeinen Ebene der Produktionsweise auf die konkretere der »conditions of reproduction of historically-located productive systems« (117) zu wechseln.

ENGELS *Ursprung* ist für feministische Ethnologinnen regelmäßig Anknüpfungs- oder Absetzungspunkt. Eine der ersten, Eleanor LEACOCK, arbeitet im Anschluss an ENGELS' Vorschlag, Frauenunterdrückung mit der Entstehung von Privateigentum zu verbinden, seit den 1950er Jahren an der Erforschung von Nichtklassengesellschaften, um die Stellung der Frauen in Produktions-, Distributions- und Konsumtionsverhältnissen neu zu erfassen. Forschungsfeld sind v.a. vorstaatlich organisierte Wildbeutergesellschaften. In der Relektüre der Studien von MORGAN, WRIGHT, LAFITEAU, aber auch späterer Autoren wie LANDES (1938) kritisiert LEACOCK die ungenügende Erforschung der sich verändernden sozio-ökonomischen Bedingungen und einen ethnozentrischen Blick (45ff). Statt von Gleichheit spricht sie von Autonomie der Geschlechter (30). Sie kritisiert die Verallgemeinerung der aus Klassengesellschaften gewohnten Trennung von öffentlich und privat, bezweifelt die universelle Vorstellung von Familie und entziffert als wesentliche Dimension von Wildbeutergesellschaften die Abwesenheit von Führern, Markt und privatem Bodenbesitz (36). Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gehe einher mit einem hohen Ansehen von Frauen wegen ihrer Fähigkeit, Kinder zu gebären. Festzuhalten sei, dass Frauen in jeder Gesellschaft einen wichtigen ökonomischen Beitrag leisteten, ihr Status aber davon abhängig sei, »ob sie die Bedingungen, unter denen sie arbeiten, und die Verteilung der von ihnen produzierten Güter kontrollieren können oder nicht« (50f). Ihr Ergebnis ist, dass in Gesellschaften, in denen die Haushaltssökonomie die gesamte Ökonomie ausmacht, G nicht herrschaftlich bestimmt waren (42) und das »Haushaltsmanagement« entscheidend sei in Ratsversammlungen, die über Krieg und Frieden bestimmen.

Innerhalb feministischer Ethnologie entwickelten sich in der Folge drei Richtungen in Auseinandersetzung mit der These von der Zweiteilung der Menschheitsgeschichte in ein Matriarchat und – nach einem Bruch – ein Patriarchat als Fortschrittsbedingung. Von einer ersten Richtung wurde der Gedanke von Frauen als Opfern positiv aufgenommen bzw. leicht modifiziert fortgeschrieben. So erfreute sich u.a. die Auffassung von Claude LÉVI-STRAUSS (u.a. 1971, 1980), dass Männer sich zu Frauen global wie Kultur zu Natur verhalten und Frauen das nicht-kulturelle wilde Element repräsentieren, auch feministischer Anerkennung (vgl. u.a. ORTNER 1974; ROSALDO 1974; BENARD/SCHLAFER 1984). Sherry B. ORTNER etwa meint, gleichermaßen durch Simone DE BEAUVIOR und LÉVI-STRAUSS inspiriert, universelle Frauenunterdrückung röhre daher, dass »der Körper

einer Frau sie zur bloßen Reproduktion von Leben zu verurteilen scheint; dagegen muss der männliche [...], weil er natürlicher schöpferischer Funktionen entbehrt, seine Kreativität außerhalb, »künstlich«, durch das Medium Technologie und durch Symbole durchsetzen«; der Mann schaffe somit »verhältnismäßig beständige, ewige, überragende Objekte, während die Frau nur Vergängliches schafft – menschliche Wesen« (1974, 75).

Von einer zweiten Gruppe wurde der Opferdiskurs als Resultat einer männlichen Forschungsweise entziffert, die die Tätigkeiten von Frauen nicht wahrnahm oder aufgrund der abgeschotteten Frauenkulturen auch nicht erheben konnte. Carol P. MACKCORMACK kritisiert die Konstruiertheit eines solchen Modells als Produkt des späten 18. Jh. und führt zugleich den Herrschaftsnutzen dieser Denkweise vor: »Wenn Frauen als ›naturzugehörig‹ definiert sind, knüpft sich an die Herrschaft der Männer über die Frauen hohes Ansehen oder sogar moralische Tugend, analog zur Tugend der menschlichen Herrschaft über natürliche Energiequellen oder die libidinöse Energie von Individuen.« (1989, 75) Entsprechend erklärt sich die Wahrnehmung außer-europäischer Frauen und ihre symbolische Aneignung durch westliche Ethnologie. »Die bewusste und unbewusste symbolische Verdinglichung der ›primitiven‹ Frau in Alltag, Kunst und Wissenschaft der Metropolen hat ihre tatsächliche Unterordnung legitimiert und ein Handeln gefördert, das diese fortsetzt.« (ARBEITSGRUPPE WIEN 1989, 9)

Eine dritte Richtung kritisch-feministischer Forschung gilt der Suche nach geschlechtsegalitären Gesellschaften. Egalität wird hier verstanden als Gleichwertigkeit, da Funktionsteilung nicht notwendig mit Hierarchie einhergeht. Ilse LENZ (1995), die von »geschlechtssymmetrischen Gesellschaften« spricht, kritisiert an der ENGELSSCHEN Zweiteilung der Geschichte in eine mutterrechtliche Phase der Reproduktion und eine durch Produktion bestimmte patriarchale Epoche die hierdurch nahegelegte Schlussfolgerung, Frauen könnten sich nur durch Teilnahme an letzterer befreien (38ff). »Geschlecht und Herrschaft werden in dieser Zweiteilung der Epochen einfach aufeinander bezogen, und es fehlen die notwendigen Vermittlungsschritte in Wirtschaft, Gesellschaft und Denken.« (44) Die Frage für ethnologische Forschung müsse demgegenüber sein, »in welchen Formen Frauen und Männer in diesen soziopolitischen Prozessen handeln und welche Macht ihnen daraus erwächst« (45). Forschungsfragen gelten Produktion, Reproduktion und Sexualität, Körperforschen, politischer Autorität und symbolischer Ordnung. LENZ weist den gebräuchlichen Machtbegriff

(etwa von Max WEBER) als männlich zurück, da er sich einseitig auf die Chance beziehe, seinen Willen gegenüber anderen durchzusetzen und so von vornherein auf die Sieger begrenzt sei. Sie fasst Macht als Bestimmung über Prozesse und Ressourcen. Erst dies erlaube es, die Vielfalt der G zu begreifen, Macht von Frauen etwa auch in patriarchalen Gesellschaften auf der »Unterseite« der offiziellen Macht (55) zu entdecken und so eher eine »Machtbalance« als eine völlige Unterwerfung des einen Geschlechts durch das andere denken zu müssen (64).

Der These, »dass die Eheformen einen ausgezeichneten Einblick in die Organisation der geschlechtspezifisch relevanten Produktionsverhältnisse in allen klassenlosen Gesellschaften gewähren« (COLLIER/ROSALDO 1981, 278), widerspricht Ute LUIG (1995), die dagegen Riten der Geschlechtsreife, des Zugangs zu Ressourcen in Ökonomie, Politik, Religion in den Vordergrund rückt. Ihr Hauptergebnis: geschlechtspezifische Arbeitsteilung muss nicht mit Hierarchie, Abhängigkeit, Ausbeutung einhergehen. »Egalitäre Beziehungen entsprechen keinem naturwüchsigen Urzustand, sondern werden durch bewusste gesellschaftliche Strategien und Kontrollmechanismen bewahrt und immer wieder neu hergestellt.« (95) Als Voraussetzungen von Egalität nennt sie fehlende Akkumulation, also die unmittelbare Konsumtion der Nahrung, und damit einhergehend Autonomie als Fähigkeit, sich selbst zu versorgen. Luig benutzt den Begriff G zumeist im Singular. Diese Engführung in der Fragestellung bewirkt, dass die verschiedenen Praxen, welche die Geschlechter eingehen, nicht im Zusammenhang mit der Reproduktion von Gesellschaft gesehen werden, sondern eher umgekehrt die gesellschaftliche Produktion, das Jagen und Sammeln als Bestimmungsmomente des Zueinanders der Geschlechter gefasst werden – als seien die Geschlechter als solche vorgängig und als sei die Gesellschaft extra hergestellt als bestimmtes, z.B. egalitäres Verhältnis der beiden.

Das Studium ferner Kulturen und ihrer G führt zuweilen zu einer Art differenzierter Toleranz, in der alle materiellen Aussagen unwichtig scheinen. So berichtet Ina RÖSING (1999) von einer Untersuchung in einem Andendorf, in dem sie zehn statt der gewohnten zwei Geschlechter entdeckte. Dies macht sie fest an den vielfachen und wechselnden »geschlechtlichen« Zuweisungen an Raum, Zeit, Acker, öffentliche Ämter etc. – so ist etwa die Sonne morgens männlich, abends weiblich. Die Erforschung von G löst sich hier in Diskursvielfalt auf. Gleichwohl ist selbst in diesem vielfältigen Gewebe ein Haupteingang zu entdecken: »Die basale alltägliche Arbeitsteilung, das Familienleben, die Sexualität sind

von der symbolischen Geschlechtlichkeit nicht tan-
giert« (56). Die auffällige geschlechtliche Symbolik
erklärt die Autorin materialistisch als Aufladung des
Geschlechtlichen im Sinne von Fruchtbarkeitsbe-
schwörung aufgrund der harten Überlebensbedin-
gung in den Anden.

Dass die Ausblendung von Frauen zu Begriffs- und Erkenntnisproblemen allgemeiner Art führt, zeigt Maxine MOLYNEUX in ihrer Relektüre der Studien zur Gouro-Formation, die Emmanuel TERRAY (1974) und Georges DUPRÉ und Pierre Philippe REY (1978) beschäftigte; Streitpunkt war die Frage, ob es sich schon um eine Klassengesellschaft handle. Brennpunkt der Analysen war das Verhältnis der Älteren zu den jüngeren Männern, die sich in einem uneindeutigen Ausbeutungsverhältnis befanden. MOLYNEUX zeigt, dass Gegner und Befürworter der These von der Klassengesellschaft von einer reinen Männergesellschaft ausgingen (1989, 107), zentral für die Analyse jeder Produktionsweise sei aber das Begreifen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung (112). Bei den Gouros wurde das Mehrprodukt der Frauen von den Ältesten angeeignet, so dass sie für TERRAY, der statt vom Eigentum von beobachteter Ausbeutung ausging, eine Klasse dargestellt hätten. Der Blick auf die Frauen hätte aber auch Terrays Klassenbegriff korrigieren können: An der Trennung der Frauen vom Boden und vom Produkt ihrer Arbeit hätte man »die Auflösung von kollektivem Eigentum an Land und die Entstehung von privaten Eigentumsverhältnissen« (121f) und folglich den Übergang aus dem Urkommunismus in eine Klassengesellschaft ablesen können (120). Im Gegensatz zu ENGELS sieht MOLYNEUX die Unterordnung der Frauen nicht darin begründet, dass sie durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktion an den Rand gedrängt wurden, sondern gerade darin, dass »sie für die Produktion ein zentraler Faktor bleiben« (128) sollten, weil sie Wohlstand bringen. Frauen und ihre Arbeit seien also wesentlich für die Auflösung der Gemeinwesen. – Molyneux spricht von G (gender relations), was wiederum die Über-
setzerin als »Beziehungen zwischen den Geschlechtern« (132) unkenntlich macht.

Das Studium feministischer Ethnologie zeigt v.a.: Der historische Materialismus der Sache selbst, dass es nämlich um die Erforschung der Geschlechter-
beteiligung in unterschiedlichen Produktionsweisen geht und also darum, die vielfältigen Praxen und ihren symbolischen Niederschlag, ihre Verfestigung zu bestimmten Sitten und Wertesystemen zu untersuchen, verlangt, G als Produktionsverhältnisse zu begreifen. Wird der Standpunkt der Reproduktion der Gesellschaft verlassen, werden die Phänomene

beliebig. Bei der Relektüre vorhandener Forschung sind Zweifel wegen des Ethno- oder/und Androzentrismus bis in Sprache und Begriff angebracht; dies gilt auch für feministische Forschung.

8. Die Erkenntnis, dass es außer dem Kapitalismus ein weiteres Herrschaftssystem, das Patriarchat, gebe, warf im Feminismus der zweiten Frauenbewegung die Frage auf, wie das Zueinander der beiden Herrschaftsarten zu denken sei. Die vom Maoismus beeinflussten Diskussionen um Haupt- und Nebenwiderspruch versuchten, ein Ganzes zu behaupten, dessen Analyse durch diese Begrifflichkeit aber zugleich blockiert wurde. Die Diskussion arbeitete sich am Marxismus ab, wobei MARX für die Zentralität der Klassenverhältnisse stand. Nach den seit den 1970er Jahren gefochtenen Kämpfen um die Anerkennung von Haubarbeit wurden die Fragen weiter getrieben zur Problematik gesellschaftlicher Gesamtökonomie. Die Debatte wurde unter dem Namen »dual economy« geführt.

Als eine der ersten versucht Linda PHELPS, Kapitalismus und Patriarchat als unterschiedliche Produktionsverhältnisse zu begreifen: »If sexism is a social relationship in which males have authority over females, *patriarchy* is a term which describes the whole system of interaction arising from that basic relationship, just as capitalism is a system built on the relationship between capitalist and worker. Patriarchal and capitalist social relationships are two markedly different ways human beings have interacted with each other and have built social, political and economic institutions.« (1975, 39) Zillah EISENSTEIN schlägt vor, von zwei unterschiedlichen Produktionsweisen zu sprechen, die sich wechselseitig stützen (1979, 27); Sheila ROWBOTHAM (1973) hält eine solche Koexistenz lediglich für kapitalismus-
spezifisch; Ann FERGUSON (1979) liefert als Bezeichnung für die von Frauen dominant besetzte Produktionsweise den term »sex/affective production« in Fortpflanzungsverhältnissen. Am bekanntesten wurde Heidi HARTMANNS Versuch (1981), im Anschluss an die These von MARX und ENGELS, der Keim des Patriarchats sei die Verfügung über weibliche Arbeitskraft (DI, MEW 3, 32), eine materialistische Theorie der G zu begründen. Dies richtete sich gegen die etwa von Juliet MITCHELL vertretene Auffassung, es gebe »two autonomous areas, the economic mode of capitalism and the ideological of patriarchy« (1974, 409). – Roisin McDONOUGH u. Rachel HARRISON (1978) bestehen darauf, Patriarchat könne nur begriffen werden, wenn es im Zueinander der »relations of human reproduction« und der Produktionsverhältnisse je historisch konkret bestimmt wird (26),

was für den Kapitalismus bedeute, die Klassenverhältnisse in die Analyse von G einzubeziehen. – Gabriele DIETRICH zweifelt die Priorität der Warenproduktion an, da »die Produktion des Lebens eine unverzichtbare Bedingung für jeden weiteren Produktionsprozess ist«; in sozialistischer Perspektive bleibt damit »nicht nur das Problem, wie wir die Assoziation der freien Produzenten erreichen wollen, sondern auch, wie wir das, was ›Reproduktion‹ genannt wurde, für den Verein freier Menschen gestalten wollen« (1984, 38). Iris Marion YOUNG schlägt vor, die »dual system«-Ansätze in Richtung einer einzigen Theorie zu überwinden, »that can articulate and appreciate the vast differences in the situation, structure, and experience of gender relations in different times and places« (1981/1997, 105). Michèle BARRETT (1983) fasst die Debatte für ihre Begründung eines marxistischen Feminismus zusammen.

9. Die Analyse von G setzt die Kategorie Geschlecht voraus. Die im Angelsächsischen vorhandene Möglichkeit, zwischen biologischem Geschlecht (*sex*) und sozialem (*gender*) zu differenzieren, war die Basis für eine mehr als 20jährige Konjunktur, Geschlecht als sozial konstruiert aufzufassen, die bis in die Übernahme des Begriffs ›gender‹ in andere Sprachen reichte. Aber die Analysen zum Geschlecht, die – nicht zuletzt wegen des Rückgangs der Frauenbewegung – die Selbstverständlichkeit vorhergehender Thematisierung von Frauenfragen ablösten, hatten den noch in der Hausarbeitsdebatte vorherrschenden Bezug zu den Produktionsverhältnissen abgestreift; so war von Geschlecht, nicht aber von G die Rede.

Der Untergang des Staatssozialismus machte es für marxistische Feministinnen unabweisbar, das Verhältnis von G und Produktionsweise neu zu denken, schon weil der nun offensichtliche Abbau an Frauenrechten durch Angleichung an den Kapitalismus mit der Behauptung einherging, der Staatssozialismus habe die Frauen genauso unterdrückt wie der Kapitalismus, und zugleich, es habe sich um eine von der kapitalistischen ganz unterschiedliche, mit ihr nicht konkurrenzfähige Produktionsweise gehandelt. Die Problemanordnung unterstellt, dass G und Produktionsweise keinen inneren Zusammenhang haben. Die Zeit war für Gesellschaftstheorie nicht günstig, so dass es als ein Relikt vergangenen Denkens hingestellt werden konnte, G als Produktionsverhältnisse zu denken.

Zu scharfen Kontroversen führte die These: »Die herrschende Ökonomie mit Tausch, Markt, Profit, Wachstum setzt auf eine umfassende Ausbeutung nicht nur erwerbstätiger Arbeitskraft, sondern ebenso anderer (dritter) Welten, die nicht nach den gleichen

Prinzipien produzieren, und auf Vernachlässigung der Sorge um Leben und ihre Überantwortung an Menschen, die dies aus Liebe, aus ›Menschlichkeit‹ tun und daher nicht als Gleiche behandelt werden können. Ebenso ist die symbolische Ordnung, sind die Bereiche von Kunst und Wissenschaft, ist das gesamte Zivilisationsmodell durchdrungen und legitimiert durch solche G als Produktionsverhältnisse. Das betrifft auch die Subjekte selbst als Persönlichkeiten.« (F. HAUG 1993/1996, 151) Hildegard HEISE (1993) sah darin eine zeitgemäße Aufweichung des Begriffs der Produktionsverhältnisse, Ursula BEER (1993) die Reduktion der »marxschen Begrifflichkeiten« auf »einen rein illustrativen Charakter«. Durch die Auffassung von G als Produktionsverhältnisse werde »einer der wesentlichsten Begriffe des Marxismus *anti-* bzw. *unmarxistisch* aufgefasst« und »die marxistisch gesehen *notwendige* Änderung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse als Widerspruch zwischen männlicher Produktion und weiblicher Aneignung« gesehen (RECH 1993). BEER hält es für beliebig, ob der Begriff G im Singular oder Plural benutzt wird; um eine »additive Hinzufügung« des G« »zum Kapitalverhältnis« zu vermeiden, spricht sie von »systemübergreifenden Momenten von Geschlechterungleichheit [...] z.B. der Ausschluss von Frauen von Macht und Einflusspositionen, die [...] geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Familie und Erwerb, die Kulturproduktion weitgehend als Männerarbeit«. Solche Bestimmungen sehen sowohl darüber hinweg, dass in den staatssozialistischen Ländern die Frauen fast vollständig ins Erwerbsleben integriert waren, als auch darüber, dass etwa die Vielzahl von Schriftstellerinnen als Indikator genommen werden kann, dass Kulturproduktion auch Frauensache war.

Folgende Begriffe werden an Stelle von G vorgeschlagen: »Geschlechterungleichheit zu Lasten der Frauen« und »Geschlechterherrschaft«, analog zu Klassenherrschaft (BEER). Doch Klassen kann man abschaffen, sie sind nichts Natürliches; Geschlechter aber sind (wiewohl sozial überformt) auch etwas Natürliches; die Existenz von Geschlechtern ist also nicht einfach Element von »Geschlechterherrschaft«, wie die Existenz von Klassen Element von Klassenherrschaft. – Der Begriff der »Geschlechterungleichheit« ist fragwürdig, weil »Geschlechtergleichheit« allenfalls als politischer Slang-Ausdruck verständlich wäre. Von Geschlechtern zu sprechen heißt von Geschlechtsunterschieden zu sprechen. Mehr noch: Unterschied ist zu schwach, um die Komplementarität zu denken, die durch das natürlich ungleiche Zusammenwirken bei der Fortpflanzung bedingt ist. Rechtliche Gleichstellung von Frauen und Männern

stellt sie als Rechtssubjekte gleich, abstrahiert also vom Geschlecht. Wo die rechtliche Gleichstellung sich faktisch nicht verwirklicht und zu kompensatorischen Maßnahmen wie Quotenregelungen gegriffen wird, werden sogar, von Ungleichheit ausgehend, die Angehörigen der einzelnen Geschlechter im Einzelfall ›ungleich‹ behandelt, um zu einer durchschnittlichen Gleichbehandlung in bestimmter Hinsicht zu gelangen. – Von »asymmetrischen Machtverhältnissen« (BADER 1993) oder »männlicher Suprematie« (BECKER-SCHMIDT zit. bei Beer 1993) zu sprechen, ist zu schwach, weil Machtbeziehungen erst als asymmetrische überhaupt wirken können und Vormacht ein vagierendes Phänomen ist, während Herrschaft etwas Strukturelles ist. Auch »Geschlechtergegensatz« (HEISE 1993), dem Klassengegensatz nachgebildet, ist nicht zu Ende gedacht. Sexuelle Komplementarität ist Naturform der Säugetiere, die herrschaftliche Ausprägung der Verhältnisse der komplementären Geschlechter eine geschichtlich variable Form menschlicher Gesellschaft. Heise befürchtet, das Denken von G als Produktionsverhältnissen betreibe »die Substitution der Klassen durch die Geschlechter«. Ihr Allgemeinbegriff ist der Begriff »Geschlechterkonstellation«, der aber nur Sinn hätte, würde zu modellieren versucht, dass und wie in allen gesellschaftlichen Bereichen die G ihre bereichsspezifischen Formen finden; die als *strategische Kodierung* zu fassende »Konstellation« all dieser Formen zu denken, setzt aber den Begriff der G voraus.

G und die Kategorie Geschlecht. – Schon 1987 hat Donna HARAWAY grundsätzliche Kritik an der Erklärung von Frauenunterdrückung durch das »sex-gender-System« angemeldet. Ihre Kritik am biologischen Essenzialismus dieser Unterscheidung bereitete den Weg vor, auch das Denken von Geschlecht preiszugeben. Dieses Gelände wurde vornehmlich von Judith BUTLER weiter bearbeitet, die »gender« als »identifikatorischen Ort der politischen Mobilisierung [...] auf Kosten der Rasse oder der Sexualität, der Klasse oder der geopolitischen Positioniertheit/Verschiebung« zurückweist (1994, 133). Sie radikaliert die Vorstellung von der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht und verschiebt sie auch in den als biologisch angenommenen Teil und verlegt damit den Kampfplatz in die Herausbildung von Identität. »Es gibt kein ›Ich‹ vor der Annahme eines Geschlechts [...] sich mit einem Geschlecht zu identifizieren bedeutet, zu einer imaginären und überzeugenden [...] Drohung in einem Verhältnis zu stehen« (110f). Im Symbolischen wird das »sexuierte« Subjekt normativ durch Sprache gebildet. (120) – Die Verschiebung der Machtkämpfe in die Zuweisung von Geschlecht erlaubt es, Ausgrenzungen, Verbote, Stabilisierungen

als Elemente von G zu entziffern. Auch kann der Streit um die jeweilige Priorität von Rasse, Klasse und Geschlecht, der die entsprechenden Bewegungen dazu brachte, sich entpolitisierend zu zerstreuen, produktiv umgelenkt werden durch die Frage nach den Artikulationen des Einen im – und auf Kosten bzw. zu Gunsten des – Anderen (133). Butler baut diesen Ansatz aus zu einer Grundlage produktiver Konflikte für eine Linke, die nicht einheitlich, aber in einem perspektivischen Sinn »universell« ist (1998, 36ff). Dies ist die befreende Seite von Butlers Eingriff. Sie plädiert für eine Art demokratische Kohärenz (nach GRAMSCI), die die einzelnen für sich und ihre Identitäten erarbeiten, ohne die Ausgrenzungen durch unreflektierte Vereinheitlichung stets zu wiederholen. Gegen die »Plünderung der Dritten Welt« durch Feministinnen auf der Suche nach Beispielen für die »universelle patriarchale Unterordnung der Frau« (1994, 134) schlägt BUTLER vor, »die Formen aufzufinden, in denen die Identifizierung in das verwickelt ist, was sie ausschließt, und [...] den Linien dieser Verwicklung zu folgen um der Landkarte eines zukünftigen Gemeinwesens wegen« (136). Die Verflüssigung der Kategorien ist nachvollziehbar; allerdings hat die Vermeidung jedes Funktionalismus für die Frage der G den Nachteil, dass aus dem Blick gerät, wie es tatsächlich auch um die Reproduktion der Menschen geht, eine Notwendigkeit, aus deren Abstützung, Ermöglichung und gleichzeitiger Marginalisierung die von Butler entziffernten Handlungen im Symbolischen, in Sprache, im Imaginären ihre Virulenz erhalten.

Als Paradigma androzentrischer Sozialtheorie greift Nancy FRASER Jürgen HABERMAS' Analyse der modernen Gesellschaft an. Hier wird das kapitalistische ökonomische System als »systemisch integriert«, die Kleinfamilie dagegen als »sozial integriert« aufgefasst (1981, Bd. 1, 457, 477ff; Bd. 2, 256, 266). An Habermas' Modell der unterschiedlichen Bereiche materieller und symbolischer Reproduktion zeigt sie die vertane Möglichkeit auf, das Öffentliche und das Private in ihrem Wechselverhältnis wirklich neu zu verstehen. Es hindert daran, Familien als »Stätten der Arbeit, des Tauschs, der Berechnung, der Verteilung und Ausbeutung«, kurz: als ökonomische Systeme zu analysieren (FRASER 1994, 183). Dass HABERMAS Kinderaufziehen als symbolisch, Lohnarbeit dagegen als materiell auffasst, während beide beides sind, macht die Tatsache, dass er ersteres überhaupt in sein Modell hineinnimmt, sogleich problematisch und zum Stützargument für das private Kindererziehen als Form weiblicher Unterordnung. FRASER begreift die Schwächen dieses Konzepts als Unfähigkeit, den »gender subtext« (Dorothy SMITH 1984)

der beschriebenen Beziehungen und Arrangements zu thematisieren. Alle vermittelnden Personifikationen seien aber geschlechtlich bestimmt: »Gekämpft wurde um einen Lohn [...] als Bezahlung eines Mannes zum Unterhalt seiner ökonomisch abhängigen Frau und Kinder« (Fraser 1994, 190). Mit Carol PATEMAN (1985) zeigt FRASER: Frauen sind in der Erwerbsarbeit nicht abwesend, sondern anders präsent: z.B. reduziert auf Weiblichkeit, häufig auf sexualisierte Bedienstete (Sekretärinnen, Hausangestellte, Verkäuferinnen, Prostituierte, Stewardessen); als Mitglieder der helfenden Berufe mit mütterlichen Fähigkeiten (wie Krankenschwester, Sozialarbeiterin, Grundschullehrerin); als gering qualifizierte Arbeiterinnen auf segregierten Arbeitsplätzen; als Teilzeitarbeiterinnen unter Doppelbelastung von unbezahlter Hausarbeit und bezahlter Arbeit, als Zusatzverdienerinnen. So zeigt sich die offizielle Ökonomie mit der Familie nicht nur durch Geld gegen Ware verbunden, sondern auch durch die Männlichkeit »normaler« Lohnarbeit. Umgekehrt sei der Verbraucher »im klassischen Kapitalismus der Gefährte und der Gehilfe des Arbeitenden«, und »Werbung hat [...] aufbauend auf der Weiblichkeit des Verbrauchersubjekts eine ganze Trugwelt der Begehrlichkeit entwickelt« (191). Dies ist freilich produktabhängig, und Änderungen in dieser Branche, die auch Männer ansprechen, kämpfen nicht nur mit den Zuschreibungen des Weiblichen, wie Barbara EHRENREICH (1984) in einer Analyse des *Playboy* zeigt. Im Arsenal der Akteure fehlt bei HABERMAS die Kinderbetreuerin, kritisiert FRASER weiter, die er gleichwohl bei seiner Funktionsbestimmung von Familie in einer Hauptrolle unterstellen muss. Ihre Berücksichtigung hätte die zentrale Bedeutung von G für die »institutionelle Struktur des Kapitalismus« (192) zeigen können. Die »Staatsbürgerrolle«, diese Scharnierstelle zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, ist selbstverständlich männlich – sie bezieht sich auf den Teilnehmer am politischen Diskurs und natürlich auf den Soldaten als Verteidiger des Gemeinwesens und Beschützer von Frauen, Kindern und Alten. HABERMAS entgehe, wie die Schutz/Angewiesenheitsstruktur alle Institutionen durchzieht und wie schließlich »die Konstruktion maskulin- und feminingeschlechtlicher Subjekte benötigt wird, um jede Rolle im klassischen Kapitalismus auszufüllen« (195).

FRASER benutzt den Begriff G nur marginal, wobei er durch die Übersetzung »das G« vollends beiläufig wird (vgl. 211). Ihre zentralen Begriffe sind Geschlechtsidentität und Geschlecht; daher fällt sie mit ihrer Forderung nach »geschlechtersensitiven Kategorien« (196) hinter die eigene Analyse zurück. Schließlich zeigte auch sie Praxen auf, die die Menschen zur

Reproduktion ihres Lebens eingehen. Sie schlägt vor, »Arbeiter«, »Verbraucher«, »Lohn« als geschlechterökonomische Konzepte zu begreifen und »Staatsbürger« als geschlechterpolitisches. Aber von den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen bekommt man so nur die geschlechtstypischen Effekte in den Blick. So geraten die offenen Fragen, die Fraser aus der umfangreichen Auseinandersetzung gewinnt, vergleichsweise harmlos: soll eine künftige Gesellschaft, die nicht auf Unterordnung von Frauen beruht und daher keine feste Zuschreibung in den Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit braucht, alle Arbeit unter der Form der Lohnarbeit konzipieren, oder sollte der politische Teil der Gesellschaft (HABERMAS' Staatsbürgerrolle) dadurch ausgedehnt werden, dass Kinderaufziehen als Verpflichtung aller einbezogen wird? – FRASERS Kritik ist zugleich ihre Antwort auf die »dual economy debate«, deren »grundlegende Trennung von Kapitalismus und Patriarchat, Klasse und Geschlecht« im Unklaren gelassen hatte, »wie wieder zusammengebracht werden sollten« (19f).

Feministische Soziologie. – Versuche, feministische Forschung gesellschaftstheoretisch anzulegen, operieren mit dem Begriff G. Für Ursula BEER (1990) verengt sich »das G« durchweg auf »generativen Bestandserhalt« oder »generative Reproduktion«. Als solches »Strukturelement« (77) will sie es in die MARXsche Gesellschaftstheorie einschreiben und diese, wenn nötig, entsprechend umbauen. Sie begreift sie im Grunde als Strukturtheorie, zentraler Begriff ist »Totalität« (70ff). »Die Produktion des Lebens« schirmt sie begrifflich ab gegen empirische Praxen. Es geht ihr nicht um Praxisverhältnisse, sondern um den Stellenwert, den etwa die Gebärfähigkeit von Frauen (das G) in einer Strukturtheorie der Gesellschaft hat. Der Blick geht von oben auf eine theoretische Ordnung, in der den Individuen ein »kategorialer« Platz zugewiesen wird. Dass diese in Wirklichkeit widerständig oder fügsam ihre Leben gestalten, wird ausgeblendet. Die für »empirische« Zwecke vorgeschlagenen Begriffe erlauben eine soziologische Untersuchung nur um den Preis, die Widersprüche, in die sich die wirklichen Menschen verwickeln, zu marginalisieren: »Ausdifferenzierung von Arbeitsbereichen« (52) bleibt vage; »nicht marktvermittelte Arbeitsformen/Produktion« (73, 76f) löst nur scheinbar das Problem der Hausarbeitsdebatte, da in diese Summe ja nicht bloß Tätigkeiten der Reproduktion des Lebens, sondern auch z.B. linke Theorie, Gartenarbeit, Kegeln, Ehrenamtliches aller Art eingehen.

Regina BECKER-SCHMIDT und Gudrun-Axeli KNAPP (1995) wollen die Begrenztheit feministischer Forschung, die sich in der Analyse der Konstruktion von Geschlecht festgefahren habe, kritisch überwinden.

Dafür soll »das G« ins Zentrum feministischer Soziologie rücken. Forschungsfrage ist, wie die Mann-Frau-Beziehungen »in bestimmten historischen Konstellationen gesellschaftlich organisiert sind« (7), »inwieweit übergreifende Zusammenhänge und Bedingungen das Verhältnis der Geschlechter beeinflussen« (8) und umgekehrt, wie »Geschlechterbeziehungen« auf Gesellschaft zurückwirken. Die Formulierung bleibt strukturtheoretisch in der Logik von Ursache und Wirkung. Auf diese Weise scheinen die Geschlechter selbst fixiert und Gesellschaft als eine Art Rahmen gefasst, innerhalb dessen menschliche Beziehungen bloß stattfinden. Die Rede ist vom »Geschlechterarrangement« (nach GOFFMAN 1994), von »Verfasstheit von G« oder, fünf Jahre später die Schwierigkeit durch Sprachflucht umgehend, »Gender-Relationen« (2000, 45). Um die bloß psychologisierende Erforschung von »Geschlechterbeziehungen« zu überwinden, fassen BECKER-SCHMIDT und KNAPP diese als »kulturell, politisch und ökonomisch« (1995, 18) und beziehen sie auf »Austausch« in »Arbeit, Leistungen, Bedürfnisbefriedigungen« (17f) oder auf »Ausschluss« »von Räumen, Praxisfeldern, Ressourcen, Ritualen«. Im Unterschied hierzu gelten ihnen die G als »Herrscharts- und Machtzusammenhänge, in denen die gesellschaftliche Stellung der Genus-Gruppen institutionell verankert und verstetigt wird« (18). G treten auf diese Weise zur Gesellschaftsreproduktion wie eine Art Verwaltungsapparat hinzu; sie sind extra zu studieren und scheinen nach eigenen Gesetzen zu funktionieren, die durch die gesamtgesellschaftliche Reproduktion lediglich modifiziert werden können.

Im Vorwort zu BECKER-SCHMIDT/KNAPP (2000) heißt es zur Verwendung von Singular und Plural bei G: »Wenn wir die wechselseitige soziale Bezogenheit der Genusgruppen ausdrücken wollen, [...] macht epistemologisch nur der Begriff ›Geschlechterverhältnis‹ einen Sinn. Stößen wir empirisch auf allen sozialen Ebenen einer Gesellschaft auf Zustände der Disparität, stellen sich [...] alle Geschlechterordnungen als auf ähnlichen Verhältnisbestimmungen beruhend heraus, so ist ebenfalls die Einzahl geboten. [...] Der Plural ist angesagt, wenn wir [...] internationale Variabilität ins Auge fassen.« (154, Fn 38) Die Anbindung des Begriffs G ans Internationale wird durch »ethnographische Vielfalt« begründet; mit »das G« ist eine kulturelle Anordnung als Ausdruck der Struktur (Sozialgefüge, Symbole) gemeint. Gesellschaft kann in dieser Weise kaum praktisch gedacht werden, obwohl angestrebt ist, Struktur und Handlung über den Begriff »Konnexionen« (40) irgendwie zusammenzubringen. In Anlehnung an BEER (1990) wird versucht, die Gleichheit bestimmter

Mechanismen in unterschiedlichen Bereichen (hier Familien, Gesinde- und Dienstvertragsrecht) »als Ausdruck der Struktur von Produktionsverhältnissen« (165) zu fassen. Oder es sollen patriarchalische Bevölkerungspolitik, geschlechtliche Arbeitsteilung und männerbündlerische Politik den Komplementärgedanken fundieren, Geschlecht als Strukturkategorie zu denken. Die Vielfalt, Diskrepanz, ja Gegenläufigkeit menschlicher Praxen zu untersuchen, wird durch solches Ausdrucksdenken allerdings blockiert. – Am Ende resümiert BECKER-SCHMIDT: »Es ist der feministischen Forschung bisher nicht gelungen, eine Theorie der G zu entwerfen, die fähig wäre, alle Ursachenkomplexe und Motivzusammenhänge aufzuschlüsseln, welche sich in den Relationen zwischen den Geschlechtergruppen verschränken.« (61) Allerdings bleibt der Anspruch, »alle Motive und Ursachen aufzuschlüsseln«, selbst in der uneinlösbar Vorstellung befangen, es sei möglich, solches theoretisch zu entwerfen, statt die Praxen der Menschen in der Organisation ihres Lebens und seiner Reproduktion zusammenhängend zu erforschen.

Männerforschung. – Hier weist Robert CONNELL dem Begriff G einen fundamentalen Status zu: »Knowledge of masculinity arises within the project of knowing gender relations.« (1995, 44) Er erkennt, dass es nicht sinnvoll ist, von Geschlechtern zu sprechen, ohne ihre Begründung historisch auf die Frage der Reproduktion der Gattung zu beziehen, an der sich »one of the major structures of all documented societies« (72) bildet. Connell nimmt an, dass »Definitionen von Männlichkeit zutiefst verwoben sind mit ökonomischen Strukturen und der Geschichte von Institutionen« (1999, 48), und geht davon aus, dass in kapitalistischen Produktionsverhältnissen der Bereich der menschlichen Reproduktion dem der Lebensmittelproduktion (im weiten Sinn) unterordnet ist.

10. G als ›Verhältnisse, die die Menschen in der Produktion ihres Lebens eingehen‹, sind immer Produktionsverhältnisse, wie Produktionsverhältnisse umgekehrt immer auch G sind. Die Doppelung der ›Produktion‹ in die von Leben (im weitesten, Aufzucht und Pflege umfassenden Sinn) und die von Lebensmitteln (im weitesten, die Produktionsmittel umfassenden Sinn) war Ausgangspunkt der historischen Verselbständigung der letzteren zum System der Ökonomie und – im Kapitalismus – ihrer Dominanz über die Lebensproduktion. Der Staat stabilisiert diese Dominanz, indem er dafür sorgt, dass sie nicht ihre Grundlage zerstört. Für die Analyse von Produktionsverhältnissen muss die Kodierung des Ganzen mit Überdeterminierungen, Artikulations-

beziehungen, Abhängigkeiten betrachtet werden. G als Produktionsverhältnisse zu erforschen, verlangt eine differenzierte Verbindung historisch-vergleichender und auf Übergänge achtender Studien mit gesellschaftstheoretischen und subjektwissenschaftlichen Analysen. Für all diese Aspekte besteht Klärungsbedarf.

Die Entwicklung und kapitalistische Verwertung der Gentechnologie verschiebt nun aber, wo sie in die menschliche Reproduktion eingreift, die Grenze zwischen Lebens- und Güterproduktion so entscheidend, dass der Zusammenhang der G als Produktionsverhältnisse neu gedacht werden muss. Konnte bislang davon ausgegangen werden, dass Kapitalismus sich zu seiner Verbreitung die residuale ›häusliche Produktionsweise‹ der Familie unterwirft bzw. auf ihr gedeiht, so schiebt die kapitalistische Industrie ihre Grenzen vor bis hinein in die Geschlechtskörper und ihre Fortpflanzung. Vorläufer war die Transplantationsmedizin, die den Körper zur verwertbaren Organressource machte und dem Geschäft wie dem Verbrechen ein neues Betätigungsfeld erschlossen hat. Die Reproduktionsmedizin hat die Grenze weiter verschoben. Samen, Eier, Embryos werden zur Ware, Befruchtung, Qualifizierung und Einnistung zur käuflichen Dienstleistung. Die Gebärfähigkeit kann verkauft werden wie die Arbeitskraft oder wie die Nutzungsrechte am Körper zur sexuellen Befriedigung. Solange die Hervorbringung von Kindern nicht-kapitalistisch organisiert war, tauchten Frauenschutz und Kontrolle über den Frauenkörper als zwieschlächtige Dimension der Produktionsverhältnisse auf. Nun aber werden seine Organe – wie zuvor der männliche Same – selbst Rohstoff oder Produktionsmittel einer Produktionsweise, die den bisherigen Individualitätsformen der Hausfrau, der Geschäftsfrau, der Lohnarbeiterin, der Prostituierten, in denen die Geschlechtskörper je verschieden agieren und zueinander positioniert sind, eine weitere Form, die der ›Leihmutter‹ hinzugefügt hat. Dies ist der Beginn einer Entwicklung, deren Auswirkung auf die G künftiger Analyse und emanzipatorischer Politik die Aufgaben stellt. In G, in denen Frauen mit der Fähigkeit zur Mutterschaft und den entsprechenden Schutz- und Blockierungsstrategien, die gesellschaftliche Einmischung im Großen abgemarke- tet war, kann die Durchkapitalisierung der Fortpflanzung alle Grenzen in Bewegung bringen.

Zu Beginn der zweiten Frauenbewegung hefteten sich an die Reproduktionstechnologie Befreiungshoffnungen. Shulamith FIRESTONE (1975) hielt Re- tortengeburten für eine unerlässliche Revolution, da sie Frauenunterdrückung als biologisch determiniert begriff. Donna HARAWAY schlug in einem heftig

umstrittenen Manifest vor, die »Gentechnologie sozialistisch-feministisch zu unterwandern«, »das Durcheinandergeraten aller Grenzen (wie denen zwischen Mensch und Maschine) zu genießen und sie verantwortungsbewusst mit abzustecken« (1984/1995, 165). Als heraufziehende »Informatik der Herrschaft« begriff Haraway die »Übersetzung der Welt in ein Kodierungsproblem, in einer Suche nach [...] einem Universalschlüssel, der alles einer instrumentellen Kontrolle unterwirft« (167). Da Frauen in den bisherigen Grenzbefestigungen mehr verloren als gewonnen haben, sollen sie sich nicht auf Mutterschaft, menschliche Würde und ähnlich ›unschuldige‹ Positionen zurückziehen, sondern das der kapitalistischen Inbetriebnahme geschuldete Ausmaß dieser »Informatik der Herrschaft« und die darin steckende Gewalt gegen Frauen offensiv mit »eigener biotechnologischer Politik« beantworten (169) und die Probleme der Gentechnologie unter Berücksichtigung von Geschlecht, Rasse und Klasse sowie von Arbeit, Armut, Gesundheit und wirtschaftlicher Macht öffentlich verhandeln. Zu einem wichtigen Medium solcher Verhandlung wurden feministische Science-Fiction-Romane (Joanna RUSS, Ursula K. LE GUIN, Marge PIERCY). Hier wurde soziologische Phantasie entwickelt, wie eine Umwälzung der G durch die technologische und ökonomische Entwicklung im besten wie im schlimmsten Fall aussehen könnte, wenn sich die Bindung der Mutterschaft an den weiblichen Körper auflöst, wenn Träume vom Ende aller Ursprungsmängel in Gestalt ›fehlerloser‹ Kinder wie zum Umtausch berechtigender Waren kapitalistisch bedient werden oder die Mensch-Maschine-Grenze durchlässig wird. Hier wird die drohende Zerstörung der Erde durch die neoliberalen Entfesselung eines wilden Kapitalismus antizipatorisch erkundet. Eine Welt, in der alles dem Profitprinzip unterworfen wird, lässt sich nicht ohne wachsende Selbstzerstörung aufrechterhalten.

BIBLIOGRAPHIE: ARBEITSGRUPPE ETHNOLOGIE WIEN, *Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterbeziehungen in nichtindustriellen Gesellschaften*, Frankfurt/M 1989; J.J. BACHOFEN, *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur* (1861), Frankfurt/M 1975; V.M. BADER, »Benötigt der Kapitalismus das Patriarchat?«, in: *EuS – Ethik und Sozialwissenschaften*, 4. Jg., 1993, H. 3, 227ff; M. BARRETT, *Das unterstellte Geschlecht*, Berlin 1983; S. DE BEAUVIOR, *Das andere Geschlecht* (1949), Reinbek 1960; R. BECKER-SCHMIDT u. G.-A. KNAPP (Hg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/New York 1995; dies., *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg 2000; R. BECKER-SCHMIDT, »Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung«, ebd., 14-62; U. BEER, *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung*

des Geschlechterverhältnisses, Frankfurt/New York 1990; dies., »Die kleinen Fallstricke von großen Entwürfen«, in: *EuS*, 4. Jg., 1993, H. 3, 230ff; C. BENARD u. E. SCHLAFFER, *Die Grenzen des Geschlechts. Anleitungen zum Sturz des internationalen Patriarchats*, Reinbek 1984; H. BILDEN, »Geschlechtsspezifische Sozialisation«, in: K. Hurrelmann u. D. Ulich (Hg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*, Weinheim/Basel 1980, 777-812; E. BLOCH, »Bachofen, Gaia-Themis und Naturrecht«, in: ders., *Naturrecht und menschliche Würde*, Frankfurt/M 1961 (GA 6), 115-29; ders., »Astralmythos und babylonisch-ägyptischer Einschlag«, in: ders., *Atheismus im Christentum*, Frankfurt/M 1968, 254-58; J. BUTLER, »Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechtes«, in: Inst. f. Sozialforschung (Hg.), *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt/M 1994, 101-38; dies., »Merely Cultural«, in: *NLR* 227, 39. Jg., 1998, 33-44; J. COLLIER u. M. ROSALDO, »Politics and Gender in Simple Societies«, in: S.H. ORTNER u. H. WHITEHEAD (Hg.), *Sexual Meanings. The cultural construction of gender and sexuality*, Cambridge 1981, 275-329; R. CONNELL, *Masculinities*, Cambridge 1995 (dt.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*, Opladen 1999); G. DIETRICH, »Die unvollendete Aufgabe einer marxistischen Fassung der Frauenfrage«, in: Projekt Sozialistischer Feminismus, *Geschlechterverhältnisse*, Berlin/W 1984, 24-41; G. DUPRÉ u. P.P. REY, »Reflections on the Relevance of a Theory of the History of Exchange«, in: D. SEDDON (Hg.), *Relations of Production. Marxist Approaches to Economic Anthropology*, London 1978, 171-208; B. EHRENREICH, *The Hearts of Men: American Dreams and the Flight from Commitment*, New York 1984; Z. EISENSTEIN (Hg.), *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism*, New York 1979; A. FERGUSON, »Women as a New Revolutionary Class«, in: P. WALKER (Hg.), *Between Labor and Capital*, Boston 1979, 279-309; S. FIRESTONE, *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*, Frankfurt/M 1975; N. FRASER, *Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht*, Frankfurt/M 1994; M. GODELIER, *Ökonomische Anthropologie. Untersuchungen zum Begriff der sozialen Struktur primitiver Gesellschaften*, Reinbek 1973; E. GOFFMAN, *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M 1994; O. DE GOUGES, »Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin« (1791), in: H. Schröder (Hg.), *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation*, Bd. I: 1789-1870, München 1979, 32-49; J. HABERMAS, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt/M 1981; D. HARAWAY, »Lieber Kyborg als Göttin! Für eine sozialistisch-feministische Unterwanderung der Gentechnologie« (1984), in: dies., *Monströse Versprechen*, Hamburg 1995, 165-84; dies., »Geschlecht, Gender, Genre. Sexualpolitik eines Wortes«, in: K. HAUSER (Hg.), *Viele Orte überall?*, Berlin/W-Hamburg 1987, 22-41; O. HARRIS u. K. YOUNG, »Engendered Structures: Some Problems in the Analysis of Reproduction«, in: J.S. KAHN u. J.R. LLOBERA (Hg.), *The Anthropology of Pre-Capitalist Societies*, London-Basingstoke 1981, 109-47; H. HARTMANN, »The Unhappy Marriage of Marxism and Feminism: Towards a More Progressive Union«, in: L. Sargent (Hg.), *Women and Revolution*, Boston 1981; F. HAUG, »Knabenspiele und Menschheitsarbeit«, in: *EuS*, 4. Jg., 1993, H. 3, 215-23 (überarb. in: dies., *Frauen-Politiken*, Hamburg 1996, 125-54); dies., »Gramsci und die Produktion des Begehrns«, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 18. Jg., 1998, Nr. 86/87, 75-91; W.F. HAUG, »Geschlechterverhältnisse in der Philosophie«, in: ders.,

Elemente einer Theorie des Ideologischen, Berlin-Hamburg 1993, 204-08; H. HEISE, »Am Anfang steht die Unterwerfung (der Frauen)?«, in: *EuS*, 4. Jg., 1993, H. 3, 235ff; A. KOLLONTAI, *Die neue Moral und die Arbeiterklasse* (Berlin 1920), Münster 1978; P. LAFARGUE, *Geschlechterverhältnisse. Ausgewählte Schriften*, hgg. v. F. KELLER, Hamburg 1995; J.-F. LAFITAU, *Moeurs des sauvages américains. Comparées aux moeurs des premiers temps* (1724), Paris 1983; R. LANDES, *The Ojibwa woman*, New York 1938; E. LEACOCK, »Der Status der Frauen in egalitären Gesellschaften. Implikationen für die soziale Evolution«, in: AG Ethnologie 1989, 29-67; I. LENZ, »Geschlechtssymmetrische Gesellschaften. Neue Ansätze nach der Matriarchatsdebatte«, in: dies. u. U. LUIG (Hg.), *Frauenmacht ohne Herrschaft. Geschlechterverhältnisse in nichtpatriarchalen Gesellschaften*, Frankfurt/M 1995, 26-87; C. LÉVI-Strauss, *Strukturelle Anthropologie*, 2 Bde., Frankfurt/M 1971 u. 1975; ders. *Mythos und Bedeutung*, Frankfurt/M 1980; U. LUIG, »Sind egalitäre Gesellschaften auch geschlechtsegalitär?«, in: I. Lenz u. dies. (Hg.), *Frauenmacht ohne Herrschaft*, Frankfurt/M 1995, 88-169; C.P. MAC CORMACK, »Natur, Kultur und Geschlecht: Eine Kritik«, in: AG Ethnologie 1989, 68-99; R. McDONOUGH u. R. HARRISON, »Patriarchy and relations of production«, in: A. KUHN u. A. WOLPE (Hg.), *Feminism and Materialism. Women and Modes of Production*, London u.a. 1978; C. MEILLASSOUX, *Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft*, Frankfurt/M 1983; ders., »Anthropologie«, in: HKWM, Bd. 1, 1994, 309-20; J.S. MILL, H. TAYLOR MILL, H. TAYLOR, *Die Hörigkeit der Frau* (1869), Frankfurt/M 1997; M. MOLYNEUX, »Androzentrismus in der marxistischen Anthropologie«, in: AG Ethnologie 1989, 100-36; J. MITCHELL, *Psychoanalysis and Feminism*, New York 1974; L.H. MORGAN, *Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildnis durch die Barbarei zur Zivilisation*, Fulda 1987 (*Ancient Society*, New York 1877); S.H. ORTNER, »Is Female to Male as Nature Is to Culture?«, in: M.Z. ROSALDO u. L. LAMPHÈRE (Hg.), *Woman, Culture, and Society*, Stanford 1974, 67-88; C. PATEMAN, »The Personal and the Political: Can Citizenship Be Democratic?«, in: Univ. of California (Hg.), *The Jefferson Memorial Lectures*, Berkeley 1985; L. PHELPS, »Patriarchy and Capitalism«, in: *Quest*, 2.2., 1975; P.W. RECH, »Eine/Meine Paraphrase als das Ende vom Lied«, in: *EuS*, 4. Jg., 1993, H. 3, 258ff; I. RÖSING, *Geschlechtliche Zeit - Geschlechtlicher Raum*, Heidelberg 1999; M.Z. ROSALDO, »Woman, Culture, and Society«, in: dies. u. L. LAMPHÈRE (Hg.), *Woman, Culture, and Society*, Stanford 1974, 17-42; S. ROWBOTHAM, *Women's Consciousness. Men's World*, Harmondsworth 1973; D. SMITH, *The Gender Subtext of Power*, Toronto 1984; E. TERRAY, *Zur politischen Ökonomie der 'primitiven' Gesellschaften*, Frankfurt/M 1974; V. WOOLF, *Three Guineas*, London 1938 (dt. München 1978); I.M. YOUNG, »Socialist Feminism and the Limits of Dual Systems Theory« (1981), in: R. HENNESSY u. C. INGRAHAM, *Materialist Feminism*, London 1997, 95-106; C. ZETKIN, »Die neue Familie«, in: dies., *Ausgewählte Reden und Schriften*, Bd. I, Berlin/DDR 1960.

FRIGGA HAUG

⇒ Anthropologie, Arbeit, Familienarbeit/Hausarbeit, Frauenarbeit, Frauenbewegung, Frauenfrage, freie Liebe, Geist, Gemeinwesen, gender mainstreaming, Gentechnologie, Gesamtarbeit, Geschichte, Geschlecht, Geschlechter-

demokratie, Geschlechtervertrag, geschlechtsegalitäre Gesellschaften, gesund/krank, Gleichheit, Gleichstellungspolitik, Hausharbeitsdebatte, Hausfrau, häusliche Produktionsweise, Herrschaft, Klassen, Körper/Leib, Matriarchat/Mutterrecht, Mütter, Patriarchat, Periodisierung der Geschichte, privat/öffentliche Produktionsverhältnisse, Produktionsweise, Produktivkräfte, Rechte, Reproduktionsarbeit, Reproduktionsverhältnisse, reproduktive Rechte, Revolution, Sexualität, Subsistenzproduktion, Sufragetten, Tausch, Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung, Ungleichzeitigkeit, ursprüngliches Gemeinwesen, Verwandtschaft, vorkapitalistische Produktionsweisen